Die Mennonitische Rundschau

Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist.

37. Jahrg. Scottdale, Pa., 23. September, 1914. No. 38.



Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein? Welcher auch seines eigenen Sohnes nicht hat verschont, sondern hat ihn für uns alle dahingegeben; wie sollte er uns mit ihm nicht Alles schenken?

Wer will die Auserwählten Gottes beschuldigen? Gott ist hier, der da gerecht macht. Wer will verdammen? Christus ist hier, der gestorben ist, ja, vielmehr, der auch auferweckt ist, welcher ist zur Rechten Gottes und vertritt uns, Röm. 8, 31—34.

Gott lässet Gras wachsen für das Vieh und Saat zu Nutz des Menschen, daß das Brod des Menschen Herz stärke.

Ernte-Lied.

Preist, Christen, mit Zufriedenheit,
Preist Gott, den Herrn der Ernte,
Daß sich nicht ganz die Fruchtbarkeit
Von Au, und Feld entfernte.
Noch stets erhält er seine Welt;
Was nötig ist zum Leben,
Will er uns alles geben.

Er ist der Herr; in seiner Hand
Ist, was die Erde bringet.
So sehr auch Menschenfleiß das Land
Baut, pfleget und bedünget,
Kommt doch allein von ihm Gedeihn;
Nur er, er läßt die Saaten blühn
Und ihre Frucht geraten.

Oft seh'n wir froh in Hoffnung schon
Der reichsten Ernt' entgegen;
Und plötzlich ist er uns entfloh'n,
Der uns gezeigte Segen.
Gott nimmt und gibt, was ihm beliebt,
Daß er als Herr der Erde
Von uns geehret werde.

Zeigt auch gleich nicht so sichtbar sich
Der Reichtum seiner Gaben;
So gibt er uns doch sicherlich,
Soviel wie wir nötig haben;
Ist stets bedacht, voll Gnad' und Macht,
Die Seinen zu erhalten,
Die ihn nur lassen walten.

Ja, Höchster, wir verehren dich
In allen deinen Wegen
Und trauen unveränderlich
Auf deinen milden Segen.
Auch unser Brot wirst du uns, Gott,
Von Zeit zu Zeit gewähren,
Wenn wir dich kindlich ehren.

Das Warten der Kinder Gottes.

„Er wird deine Gerechtigkeit hervorbringen wie das Licht, und dein Recht wie den Mittag." So trösteten die Alten den, welchem Unrecht geschah. Aber sie fügten noch das weitere Wort hinzu: „Sei stille dem Herrn und warte auf ihn." Nicht so schnell kommt immer die Gerechtigkeit ans Licht. Das sehen wir auch an Joseph, von Potiphars Weib verleumdet und von seinem Herrn ins Gefängnis gelegt. Kein Verteidiger erhebt sich für ihn, kein Freund redet Worte des Trostes zu ihm. Nur einer begleitet ihn auf dem Wege der Schmach und Schande, sein Gott. Während draußen Anklagen und Verleumdungen über seinen Namen ergeben, ist Gott drinnen bei dem Verurteilten und „neigte seine Huld zu ihm." Joseph richtet seinen Geist daran auf, daß er nicht verzagt. Gott wird ihn doch nicht so dunkel führen und ihn lange in seiner Schande und seinem Elend lassen. Er wartet Monate lang, wartet Jahre lang: die Türen seines Gefängnisses bleiben verschlossen.

Der Anbruch eines lichten Tages war für Joseph gekommen, als die Beamten Pharaos, seine Mitgefangenen, ihm ihre Träume erzählten. Dem einen konnte er die frohe Deutung verkündigen: „Ueber drei Tage wird Pharao dein Haupt erheben und dich wieder an dein Amt stellen." „Aber gedenke mein," fügte er bittend und hoffend hinzu, „wenn dir's wohl geht, daß du Pharao erinnerst, daß er mich aus diesem Hause führe." Er hat einen Mächtigen zum Freund gewonnen. Aber der oberste Schenke gedachte nicht an Joseph, sondern „vergaß seiner" und wollte ihn vielleicht vergessen. Auch diese Hoffnung war zunichte geworden. Von da an hat Joseph wohl nie wieder auf Menschen gebaut. Geringe können nicht helfen, und die „Großen" sind vergeßlich, auch wenn sie freundliche Worte und Versprechen bereit haben. Joseph vertraut nur noch seinem Gott, seinem einzigen Freund, in seiner Schande und Vergessenheit, und wartet und wartet, bis seines Gottes Stunde kommt, ihn zu erlösen.

Sie kam nach zwei Jahren. Die Wartezeit war vorüber, die Tage der Schmach und des Gefängnisses. Das Gefängnis war ihm zur Hochschule geworden, in der er zu den Füßen des höchsten Lehrers, seines Gottes, saß: „Der Herr war mit Joseph." Keine Erdenfreude noch Zerstreuung störte ihn; hilfreich stand ihm nur die göttliche Dienerin, die Verlassenheit, zur Seite. Unter ihrem Beistand gewann er den hohen Geist, die Welt für nichts zu achten, und doch die Menschen in ihr zu lieben und ihnen zu dienen. Als er aus dem Gefängnis geführt wurde, war er ein anderer, ein gereifterer Mann geworden, bewährt in dem Schmelztiegel der Trübsal, eine hehere Erscheinung unter den Menschen. Pharao ruft bei seinem Anblick aus: „Wie könnten wir einen solchen Mann finden, in dem der Geist Gottes sei?" Es lag auf ihm der Glanz derer, die aus Gottes Hochschule kommen. Pharao tut seinen Ring von seiner Hand und gibt ihn Joseph an seine Hand und kleidet ihn mit weißer Seide und ernennt ihn zum Fürsten über ganz Aegyptenland. „Sei stille dem Herrn und warte auf ihn. Er wird dein Recht hervorbringen wie den Mittag." „Es ist ein köstliches Ding, geduldig sein und auf die Güte des Herrn hoffen."

Benutze die Gelegenheit.

Vor langen Jahren war eines Tages die Postkutsche zwischen New York und Boston sehr stark besetzt. Unter den Reisenden war ein Schiffskapitän, der Schiffbruch gelitten und all sein Geld dabei eingebüßt hatte. Er selbst war der einzige, der von der Mannschaft gerettet war, nachdem er mehrere Tage auf einer Planke hin und hergetrieben war. Er erzählte die Geschichte seines Unglücks und erregte dadurch allgemeine Teilnahme: doch keine Seele ließ sich in irgend ein Wort weiter mit ihm ein, weil er keine seiner Erzählungen vortragen konnte, ohne einige Flüche beizugeben. Als am andern frühen Morgen die Postkutsche anhielt, nahm ein Mitreisender, namens B., den Schiffskapitän beiseite und lud ihn ein, eine Strecke Weges während des Umspannens vorauszugehen, und wenn die Kutsche sie eingeholt hätte, unterwegs wieder einzusteigen. Sie gingen nun. Nach einigen Schritten hub B. an:

„Habe ich Sie gestern Abend recht verstanden? Sagten Sie nicht, daß Sie Ihr Schiff verloren und Ihr Leben nur auf einer Planke gerettet haben?

Der Kapitän bejahte.

„Dann noch eine Frage," fuhr B. fort. „Gelobten Sie nicht Gott auf der Planke, Ihr Leben seinem Dienste zu weihen, wenn er es Ihnen erhalten würde?"

„Nichts von dem Zeuge!" rief der Kapitän ärgerlich.

Gerade war die Postkutsche angekommen und die beiden stiegen ein. Als man nach Providence gekommen war, wo gespeist werden sollte, erklärte der Kapitän, er werde keinen Anteil an dem Mahle nehmen, weil er nichts habe, es zu bezahlen. B. griff in seine Tasche und reichte ihm eine artige Summe hin.

„Ich bin arm, aber kein Bettler", erwiderte der Kapitän.

„Ich gebe es Ihnen nicht als einem Bettler, sondern als einem unglücklichen Bruder", entgegnete B.

„Sie müssen wissen, daß ich ein Christ bin, und mein Glaube mich lehrt, allen Menschen Gutes zu erweisen."

Die Gesellschaft drückte ihren Beifall aus und drang in den Kapitän, das Geld anzunehmen. Er konnte nicht gut mehr umhin, nahm es also, steckte es aber ohne Dank ein und mit einer Miene, die zu den verdrießlichsten gehörte. Der Kapitän und B. blieben beide die Nacht am Orte. Am frühen Morgen, mit Tagesbruch, ward B. durch ein lautes Pochen

Fortsetzung auf Seite 20.

Reiseerinnerungen.

Von J. P. Friesen.

Fortsetzung.

Zum Tempelplatz lenkten wir unsere Schritte. Derselbe ist von einer Mauer umgeben. Sieben Tore bilden den Eingang. Der Platz ist bei 1500 Fuß lang und 1000 breit. Vor den Toren halten türkische Soldaten Wache, und um hinein zu gelangen muß man seinen Paß vorzeigen und einen Soldaten als Führer mitnehmen. Zum Haupttor eintretend hatten wir rechts die „El Aska" Moschee und vor uns die „Omar" Moschee oder den jetzigen Tempel. Die Omar-Moschee ist ein achtseitiges Gebäude, jede Seite 68 Fuß lang. Mit seinem hohen Dom und malerischen Aeußern macht die Moschee einen großartigen Eindruck. In dem kleinen Pavillon vor dem Eingange zur Moschee mußten wir wieder unsere Schuhe ausziehen oder die von willigen Dienern bereitgehaltenen Filzpantoffeln überziehen, was wieder ein Bakschisch bedeutete. An einem alten, ehrwürdig aussehenden Moslem, der bescheiden seinen Fes hinhält um etwas Klingendes darin aufzufangen, vorbei, traten wir ein. Dunkel, und, fast möchte man sagen, feierlich, sieht das Inwendige aus. Zwei Reihen mächtiger Säulen stehen im Achteck herum, und in der Mitte, um den großen Fels herum sind zwölf Säulen korinthischen Stils, die den großen Dom tragen. Derselbe ist 98 Fuß hoch und 75 Fuß im Durchmesser. Die Wände sind mit schönem Mosaik ausgelegt. 36 schöne farbenreiche Fenster schmücken den Bau. Unter dem Dom in der Mitte des Gebäudes ist der sogenannte heilige Fels, ein unbearbeiteter, oben aber ziemlich ebener Felsen, 60 Fuß lang und 45 Fuß breit. Dieser Fels ist auf dem Gipfel des Berges Moria. Hier auf diesem Platz, wie die Juden behaupten, war es, wo Melchisedek opferte, wo Abraham seinen Sohn opfern wollte, u. s. w. Die Mohammedaner fügen noch hinzu, daß von diesem Felsen Mohammed gen Himmel fuhr. Unter dem Felsen ist eine Höhle, und in derselben sollen David, Salomo und Mohammed gebetet haben. Ob dies nun alles so ist oder nicht, soviel ist sicher, wir sind auf dem Berge Moria, de[illegible] Ort, wo einst Salomos Tempel stand, wo einst Psalmisten schrieben und Patriarchen sangen. Hier sammelten sich die Stäm[illegible] Israels, hier war der [illegible] religiösen Lebens des alten Bundes. Wir gedenken des Kindleins, das einst von seiner Mutter hierher gebracht wurde, sowie des zwölfjährigen Jünglings, der hier einst den Lehren der Weisen so aufmerksam zuhörte.

Den Felsendom verlassend, gelangten wir auf eine weite Fläche, wo liebliche Zypressen und Lorbeer standen, dazwischen grüne Rasenplätze. In der Mitte ist ein Marmorbasin, das aus den bei Bethlehem gelegenen Teichen Salomos gespeist wurde. Eben sank das Tagesgestirn am westlichen Horizont unter, da riefen feierlich die Ausrufer von den Minarets zum Gebet. Wie auf Kommando stellten sich einige Hundert Anhänger des Propheten vor dem Tempel in Reihe und Glied, fielen auf ihr Angesicht und standen wieder auf. Eben wollte ich eine photographische Aufnahme des Tempels machen, da kam ein Soldat, schob schnell den Apparat beiseite und sagte: „Warte bis die da gebetet haben." Wir bestiegen die Stadtmauer, die hier wie eine Festung eingerichtet ist. Tief unten ist das Bett des Kidrons und am Fuße des hinter demselben aufsteigenden Oelberges ist Gethsemane. Man denkt zurück an die Zeit, als Titus von dieser Seite die heilige Stadt angriff. Seine Legionen standen bis am Fuße des Oelberges. Die äußere Mauer wurde im Sturm genommen, aber die Juden verteidigten sich so hartnäckig, daß Titus von weitern Angriffen absah und, indem er die Stadt belagerte, die Einfuhr von Lebensmitteln abschnitt. Bald wütete der Hunger in der Stadt und forderte mehr Menschenleben als das Schwert der Römer. Stürmend drangen die Römer immer wieder vor, ein Stadtteil nach dem andern fiel. Der Tempel war auch noch von Verteidigern besetzt. Titus will dies herrliche Gebäude schonen, aber es ist umsonst; denn es soll ja kein Stein auf dem andern bleiben. Ein Feuerbrand wird gegen den Befehl des Feldherrn in den Tempel geworfen, ein Schrei des Entsetzens entringt sich den Lippen der Verteidiger und — im Nu steht der herrliche Tempel in Flammen. Ueber eine Million Menschenleben forderte die Einnahme Jerusalems damals, und wir alle wissen, welche Greuelszenen sich damals hier abspielten. Sowohl der Tempel als auch die Stadt wurden bis auf den Grund geschleift. Die Ueberlebenden wurden in Gefangenschaft geführt und als Sklaven verkauft oder in Rom in den Amphitheatern den wilden Tieren vorgeworfen.

Ein Gang um die Mauern Jerusalems, sagte einer meiner Begleiter zu mir, dieser Ausdruck hat so etwas Reizvolles in sich. Wenn Sie mitkommen, so wollen wir denselben ohne Führer machen. Gern war ich bereit, und so verließen wir die Stadt durch das Zions Tor.

Auf dem Bergrücken vor uns ist ein weites Totenfeld. Nicht nur hier, sondern um die ganze Stadt herum sind viele Friedhöfe. Millionen von Menschen sind hier herum in mörderischer Schlacht gefallen, und wenn auch nur ein kleiner Teil davon ein Grabdenkmal erhalten hat, so war dies doch genug, die ganze Umgebung mehr oder weniger in ein Totenfeld zu verwandeln. Was sind das für Knochen, die hier herum liegen? fragte ich, indem ich einen derselben aufhob. Das sind die Gebeine von Menschen, vielleicht die eines Aussätzigen, sagte mein Begleiter. Mit einem Gefühl des Grauens ließ ich denselben fallen. Ja wirklich, die Gebeine der Erschlagenen bleiben um die heilige Stadt herum in der Sonne; die Schrift ist auch hier erfüllt.

Wir kamen zum Grabe Davids, welches von den Mohammedanern sehr heilig gehalten wird. Ein klosterartiges Gebäude ist darüber errichtet. Die Schlucht des Hinomtales ist etwas weiter, sehr tief, ein schwindelnder Abgrund. In alter Zeit wurde hier dem Moloch geopfert.

Wieder waren die Bergrücken vor uns mit Gräbern wie besät. Die alten, in Felsen gehauenen Gräber waren interessant. Das sogenannte Grab Absaloms ist durch einen viereckigen Steinbau, über dreißig Fuß hoch, gekrönt. Um denselben herum liegen Haufen kleiner Steine, da viele Vorübergehende einen Stein nach dem Grabe dieses ungehorsamen Sohnes werfen. Ferner sind die sogenannten Gräber der Könige sehr interessant. Aus einer geräumigen in Stein gehauenen Vorhalle führen zahlreiche, enge, ebenfalls in Stein gemeißelte Gänge zu den eigentlichen Gräbern. Einem dieser engen Gänge nachkriechend sahe ich, wie das Skelett — einbalsamiert sind die Toten nicht — auf einer Felsplatte dalag. Die Geschichte von dem Besessenen, der sich in den Gräbern aufhielt, wird hier verständlich, denn Platz ist genug da. Etwas weiter auf einem Hügel unterhielten einige Kompagnien türkischer Soldaten ein Scheingefecht. Während die eine Hälfte den Hügelrücken besetzt hatte, versuchte die andere denselben im Sturm zu nehmen. Interessant ist es, solchem Kriegsspiel zuzuschauen. Die Angreifer, die im Laufschritt heran kamen, einige Schüsse abfeiernd und dann weiter den Hügel hinaufstürmend, wurden von den Verteidigern mit einem Schnellfeuer empfangen, das im Ernstfalle eine mörderische Wirkung gehabt hätte. In der Nähe des Damas-

kustores ist der sogenannte Steinbruch Salomos. In diesem finstern Labyrinth von unterirdischen Gängen könnte man sich verlieren. Die angestellte Wache deutete uns mit Kerzen voran, und so traten wir ein. Bis weit unter die Stadt erstreckt sich dieser ungeheure Steinbruch. Halb und halb bearbeitete kolossale Steine liegen herum. Man sieht überall Spuren rühriger Arbeit. Hier sollen auch die Steine zum Tempel zubereitet worden sein.

Da es sehr heiß in diesen tiefen Gängen war, so verließen wir dieselben bald. Nicht weit entfernt ist die Jeremias Grotte. Die Tradition sagt, daß Jeremias hier seine Klagelieder schrieb. Die Ausgrabungen hier sind sehr interessant. Hier ist auch das Gartengrab sowie der schroffe, einem Schädel ähnlichen Hügel, „Gordons Calvarie“ genannt.

Endlich gelangten wir wieder beim Zion Tor an, die Stadt war umgangen. Es wurde bekannt gemacht, daß diejenigen, welche noch eine Nacht in Jaffa sein möchten, und zudem noch sicher sein möchten, vor einem etwaigen Sturm auf's Schiff, das am nächsten Tage abfahren sollte, zu gelangen, mit dem nächsten Zuge abfahren könnten. Die meisten entschlossen sich hierzu, die Stunde unsers Abschieds hatte geschlagen. Der Zug gab das Signal zur Abfahrt, noch einen letzten Blick auf die Stadt, die aber größtenteils von der grauen Mauer verdeckt wird. Wir biegen um einen Hügel, Jerusalem ist unsern Blikken entschwunden. In Jaffa machte ich die Bekanntschaft mehrerer Deutschen, die eben Vorbereitungen für den Empfang des deutschen Prinzen trafen. Der von den Deutschen hergestellte Jaffawein war sehr gut.

Die Einschiffung am nächsten Tage ging, obzwar etwas aufregend, so doch verhältnismäßig gut, und die freundlichen Räume unsers Schiffes nahmen uns wieder auf. Die Ankerketten rasselten, die Schrauben wirbelten, und wir verließen die Gestade Kanaans. Egypten war unser nächstes Ziel.

Acht Uhr morgens lief die „Arabic“ in den Hafen von Alexandria ein. Ein azurblauer Himmel wölbte sich über dem tiefblauen Wasser. Kein Lüftchen regte sich, aber dafür war der Lärm und das Geräusch am Ufer um so deutlicher vernehmbar. Die kleinen Boote brachten uns an's Ufer. Obzwar wir uns an den Lärm und das Geschrei schon etwas gewöhnt hatten, so schien es hier noch wieder viel neues zu geben; die Mannigfaltigkeit des Orients ist eben unerschöpflich. Ein Extrazug stand bereit, und nicht lange, so waren wir in voller Fahrt in südlicher Richtung. Bald hatten wir eine ziemlich große Stadt hinter uns, vor uns und an beiden Seiten eine weite Ebene, üppiges grünes Getreide überall, unterbrochen von Palmengärten, Fellachendörfern aus Lehmhütten, mit Schilf gedeckt und fensterlos. Kinder in Adamskostüm tummelten sich im Freien, Erwachsene, fast nakkend, waren eifrig mit dem Bewässern ihres Ackers beschäftigt.

„Aber was ist denn das,“ sagte jemand, „hier fährt man ja mit Segeln auf den Weizenfeldern!“ Und es sah in der Tat so aus; aber bald sahen wir des Rätsels Lösung. Die kleinen Segelboote bewegten sich in den engen, mitten durch die Weizenfelder sich hinziehenden Kanäle, die das Wasser aus dem Nil zu Bewässerungszwecken nahmen, und da das üppige Getreide die Kanäle verdeckte, so schien es wirklich, als ob die Segler auf dem Getreide gondelten.

Bei jeder Station wurden die Früchte des Landes, wie Orangen, Datteln, Feigen, ja sogar Zuckerrohr zum Verkauf angeboten. Kleine Kinder lallten, vielleicht das erste Wort, das sie sprechen konnten, „Bakfis“; alte, gekrümmte Greise baten um Bakschich und alle Altersunterschiede zwischen den beiden taten ein Gleiches.

„Die Pyramiden in Sicht“, ruft jemand. O, wie das wirkt! Ja wirklich, da waren sie, vielleicht noch zwanzig Meilen entfernt; aber jetzt schon sieht man die Großartigkeit derselben. Viel schlanker und höher als auf Bildern, sehen dieselben in Wirklichkeit aus. In der Nähe der Hauptstadt wurden die Straßen neben der Bahn lebendiger. Lange Karawanen von Kamelen mit allen möglichen Geräten und dem Treiber obenauf, kommen schaukelnden Ganges so wacklig, daß dem Beobachter die Seekrankheit anzuwandeln scheint, verfolgt er dieselben einige Zeit mit seinen Blicken, vorbei. Als wir uns Kairo nährten, wurde das Tal enger, und die Grenzen der Wüste, die Berge, wurden an beiden Seiten sichtbar. Nach vierstündiger Fahrt langte der Zug in der Hauptstadt an. Kutschen mit reichuniformierter Bedienung standen bereit, um uns zu den Hotels zu bringen. Ich erhielt mein Zimmer im Gizehar Palast Hotel. Ich hatte nicht erwartet solch moderne, großartige Hotels in Egypten zu finden. Und die Anlagen um dieselben herum! O diese Blumen- und Farbenpracht! Das Auge des Nordländers kann sich nicht satt sehen an dem großen Treibhause der Natur, an dem der blaue Himmel das Dach und die Sonne die Heizung bildet. Die Kaktus und Aleogruppen, die mächtigen Dattelpalmen, die bengalischen Feigenbäume, das düstere Bambusdickicht, die duftenden Nilakazien und viele hundert andere Blumen, Blattgewächse und Bäume. Unbekannte Vögel schwirrten in der Luft und sangen in den Baumzweigen.

Langsam wälzte der mächtige Nil seine Fluten hindurch, und die weißen dreieckigen Segel auf demselben schienen einer Herde weißer Schwäne zu gleichen. In den schattigen Lauben vor dem Hotel wurde von den Kellnern im reich dekorierten, arabischen Kostüm Tee serviert. Die Sonne sank allmählich herab und verschwand endlich am westlichen Horizont, und nun sahe ich das, wovon ich schon so oft gehört hatte — das herrliche Abendrot. Gelbrot, wie mit feuriger Glut übergossen, färbte sich der Himmel dort, wo das Tagesgestirn gesunken war; aber nur für sehr kurze Zeit währte dies, dann verblich es, und völlige Nacht herrschte.

Die erste Nacht die ich in Egypten durchlebt hatte, war vorüber. Kein Würgengel, wie einstens, hatte die Ruhe unterbrochen, und ein freundlicher Morgen lachte. Von den hunderten von Minarets riefen feierlich die Ausrufer zum Gebet, welchem Rufe die Gläubigen sofort Folge leisteten. Bald standen Fuhrwerke bereit, und nachdem wir dieselben bestiegen, ging's zu den Gräbern der Khediven und dann zu der Zitadelle, die hoch oben auf einem Hügel erbaut ist. Hier erbaute Mohammed Ben Ali eine großartige Moschee, die „Alabaster Moschee“ genannt, weil viel orientalischer Alabaster bei ihrem Bau verwendet wurde. Von hier oben hat man eine wunderschöne Aussicht. Davor, oder unter uns liegt das Häusermeer von Kairo mit seinen Kuppeln und Minarets; die Gärten und Palmalleen, die grünen Wiesen und Felder in dem Niltal, durch welches der Nil, einem silbernen Faden gleich, sich hinzieht, eine Reihe altmodischer, von Napoleon, wie gesagt wurde, erbauter Windmühlen, dann am Saum der Wüste die Denkmäler, ein unvergeßliches Bild. Ich will nicht versuchen, alle die Sehenswürdigkeiten, die Kairo bietet, aufzuzählen, dies würde ein ganzes Buch ausmachen, aber einiges, sowie das Museum der Altertümer u. s. w. will ich doch erwähnen. Hier sieht man Egypten von der Zeit, als die Kinder Israels hier Frohndienste leisten mußten bis zur Gegenwart. Von den hunderten einbalsamierter Mumien, die dort im Museum aufbewahrt werden, war eine besonders wichtig. Es war die des Rameses des

Zweiten. Dieser Pharao war es, der einst das Volk Israel knechtete. Graurote Haare, langer Hals, niedrige Stirn, scharfes Kinn und einen entschlossenen Ausdruck in seinen Zügen, so liegt dieser einst so mächtige Herrscher da. Die Waffen, Ackergeräte u. s. w. bis über 1000 Jahre zurück sieht man dort. Am nächsten Morgen machten wir einen Gang zu Fuß durch die Stadt und zu den Bazars. Diese schienen noch die von Damaskus zu übertreffen. Hier war wieder ein Handeln und Schachern, das man sehen und hören muß, um einen Begriff davon zu haben. Viermal so viel als die Ware wert ist, wird gewöhnlich dafür gefordert. „Beim Bart des Propheten, beim Leben meines Kindes; ich kann's nicht billiger lassen," ruft der Verkäufer. Bald aber beginnt er den Preis so um die Hälfte zu reduzieren. Will man dann noch nicht, dann ruft der Verkäufer oftmals entrüstet: „Nehmt es umsonst, wenn ihr wollt; ich werde es euch schenken." Bietet man jetzt die Hälfte des von ihm schon einmal geteilten Preises und geht fort, so kommt er nachgelaufen mit der betreffenden Ware und sagt mit einem Lächeln, daß der Handel abgeschlossen sei.

Nach dem Mittagessen machten wir einen Ausflug nach den Pyramiden. Auf einer sehr belebten Landstraße im Schatten von hohen Bäumen, kamen wir nach einiger Zeit am Fuße der größten Pyramide Egyptens an. Die Großartigkeit derselben übertraf meine kühnsten Erwartungen. Mit dem Vorsatz, dieselbe zu erklimmen, war ich hergekommen, aber als ich die 450 Fuß hinauf schaute, da entfiel mir der Mut und kleinlaut sagte ich: So gern ich dort oben wäre, so denke ich doch nicht, daß ich dazu hergekommen bin, mir das Genick zu brechen. Meine Begleiter sagten fast alle dasselbe. Nachdem wir aber einige Zeit dort waren und die Sphinx und die daneben liegenden Tempelruinen besucht hatten, bekamen wir wieder mehr Mut, und endlich entschloß ich mich, einen Versuch zu machen. Mit der Hilfe von drei phantastisch gekleideten Arabern einen an jeder Hand und einen zum Nachhelfen, traten wir den gefährlichen Gang an. „Mista, nicht herabschauen, sonst Kopfweh bekommen, sagte einer der Araber, und in der Tat wurde es mir etwas schwindlig, als ich nach einiger Zeit hinabblickte. Einige hundert Fuß waren es schon, und so steil, daß man nichts von den Stufen sehen konnte. „Mista nicht Angst haben, wir sind beste Führer hier, wir nicht fallen lassen, aber wir nehmen viel Bakschisch. Wieviel wollen Mista uns extra geben?" Ich sagte, sie sollten mich jetzt mit ihren Bakschisch in Ruhe lassen, ich würde schon, wenn ich glücklich hinunterkäme, sie nicht vergessen. Höher und höher gingen wir, und an einer Stelle, wo ein Stein sich losgelöst hatte, machten wir eine Pause. Wir waren jetzt vierhundert Fuß hoch. O diese Aussicht von hier! Aber sobald ich die steilen Seiten hinabschaute, wurde mir wieder etwas unheimlich zu Mute. Man denke sich eine Steinmauer, 400 Fuß hoch, die man auf der Außenseite auf einer zerfallenen Steintreppe erklettert. Einmal ins Wanken geraten, wäre man unrettbar verloren. Wir machten den Abstieg. Der beim Hinaufsteigen nachgeholfen hatte, nahm jetzt seinen Turban, und nachdem er das Ende um mich gebunden hatte, hielt er das andere fest, um mich so bei einem etwaigen Ausgleiten vor einem Sturz zu bewahren.

Der Abstieg ging besser, als ich erwartet hatte, obzwar die vierhundert Fuß Tiefe hier viel gefährlicher erscheinen, als z. B. die 1000 Fuß von der Spitze des Eifelturmes in Paris. Plötzlich gab der Araber, der hinter mir ging und mich am Seil oder besser gesagt, Turban führte, einen klagenden Laut von sich. Die andern schienen zu verstehen, was er wollte, indem sie sofort anhielten. „Amerikaner seien so schwer, haben zerrissen meinen Turban," sagte er, indem er denselben zeigte, „müssen geben genug Bakschisch, einen neuen zu kaufen," fuhr er fort. Ich wußte, daß dies nur eine klug berechnete Sache war, um Geld zu erpressen, und daß dieser Riß in dem Turban schon hunderte Mal vorher zu demselben Zweck benutzt worden war. Und da wir jetzt nicht mehr so hoch waren, so sagte ich ihnen, daß ich sie durchschaut hatte, und es wohl keinen neuen Turban geben würde. Sie gaben sich denn auch zufrieden, und bald war ich unten gelandet.

Da der geneigte Leser die Großartigkeit der Pyramiden der Beschreibung nach wenigstens kennt, so will ich nicht weiter darauf eingehen. Aber sehen muß man die dreißig Acre bedeckenden und 450 Fuß hohen Bauten der Vorzeit, um einen wirklichen Begriff ihrer kolossalen Größe zu bekommen.

Fortsetzung folgt.

Ein seltenes Fest.

Unser Vater, Peter Unrau, hatte das seltene Vorrecht, am 30. August die 90. Wiederkehr seines Geburtstages zu feiern. Dazu waren außer den Kindern und Großkindern alle alten Leute aus der Gemeinde und der Nachbarschaft eingeladen.

Aeltester H. Banman sagte zum Anfang das Lied vor: „Alt und lebenssatt", und leitete dann im Gebet. Hierauf verlas er einige Verse aus Psl. 102, 12 und weiter, und knüpfte daran einige Betrachtungen. Er sagte unter anderm folgendes: „Wir feiern heute ein seltenes Fest, ein Fest, wie ich noch keinem beigewohnt habe. Eine lange Reihe von Jahren hat der Jubilar erlebt, und doch, wenn er darüber nachdenkt, so wird er mit dem Psalmisten einstimmen: Meine Tage sind dahin wie ein Schatten. Br. Unrau schaut zurück auf ein vielbewegtes Leben voll Mühe und Arbeit. Was wir tun wollen, müssen wir tun in den Jahren der Kraft. Die Jungen können durch ihre Kraft den Herrn verherrlichen. Wenn die Alten auch nicht mehr mit i h r e r Kraft große Dinge ausrichten können, so können sie doch durch geduldiges Harren den Herrn verherrlichen. Nicht zum mindesten können sie beten, beten für sich und für die Gemeinde. Br. Unrau hat gearbeitet. Eine Reihe von Jahren hat er der Gemeinde als Prediger gedient. Er hat auch durch Beiträge geholfen unsere Hochschule zu bauen. Die Opfer, die dabei gebracht werden mußten, haben sich schon bezahlt gemacht an einem Kinde. Wenn die Alten nicht mehr arbeiten können, so müssen die Jungen an ihre Stelle treten; und sie tun es ja auch. . .

Wir wünschen Br. Unrau für seine letzten Jahre viel Geduld, Ausdauer und Ergebung in Gottes Führung.

Nun folgte ein Chorgesang von den Großkindern.

Hierauf hielt Aeltester P. A. Wiebe eine Ansprache, anlehnend an 3. Mos. 19, 32: Vor zehn Jahren feierten wir den 80. Geburtstag dieses Großvaters. Ich war auch anwesend. Seitdem sind 10 Jahre verflossen, aber ich denke heute noch so wie vor zehn Jahren: Das Alter soll geehrt werden (5. Mos. 8, 2—5). Moses redete hier diese ernsten Worte am Schlusse seines tatenreichen Lebens. Ein wie reichbewegtes Leben lag hinter ihm, namentlich auch in seiner Stellung als Führer des Volkes Israel. Dies Wort des frommen Knechtes Gottes gilt auch diesem lieben Großvater. Auch hinter i h m liegt ein langer Weg, und es gibt viel auch für ihn zu gedenken auf seinem langen Wege. Wie vieles gibt es da zu gedenken, wenn wir an die Auswanderung aus Rußland denken und an die ersten Jahre hier in der neuen Heimat. Ja, wie viele Stationen gibt es nicht in dem Leben eines

Christen, wo es viel gibt nachzudenken und zu gedenken all des Weges, den der Herr geführt hat. Wer einen so langen Weg hinter sich hat, wie dieser liebe Großvater, o, der hat auch das Vorrecht, über viele Liebesbeweise des Herrn nachzudenken und seine Gnade zu rühmen. Wenn ich einen alten Vater so auf seinen Stab sitzen sehe, wie diesen lieben Großvater, so kommt mir das Bild eines russischen Schäfers stets vor Augen, wie er seine Schafherde überblickend, und so auf seinen Stab gelehnt dasaß und in Ruhe die Herde überblickte. So darf auch das Alter ruhig hinschauen auf die getane Arbeit und vertrauensvoll dem Herrn auch das Lebensende anbefehlen. Es gibt ja auch noch manches zu tun für das Greisenalter, so im Gebets- als auch im Glaubensleben.

Nachdem die Großkinder noch ein Lied gesungen hatten, machte Aeltester P. J. Krause den Schluß: Ich freue mich, daß ich hier sein darf als früherer Nachbar. Beim Ueberschauen der Gäste war es mir auffallend, so viele alten Leute zu sehen. Beim Geburtstag eines Großvaters ist es ja auch folgerichtig, viele Alte einzuladen. — Die Reise der Kinder Israels ist für so vieles vorbildlich, auch für das Lebensalter und für die Wechselfälle des Lebens. O dieWanderung durch die Wüste des Lebens bringt so manche Stationen mit sich. Nach dem segensreichen Durchgang durchs Rote Meer kommt so oft auch das Mara, wo es dann bitteres Wasser gibt. Aber wer auf den Herrn traut, den läßt er auch den Baum finden, der das bittere Wasser süß macht, und dann führt er von Mara auch wieder weiter nach Elim mit den 70 Palmbäumen und den 12 Wasserquellen. Und wie tröstlich ist es, wenn man sehen kann, wie auch mit 90 Jahren die Hoffnung auf das Unvergängliche nur desto frischer aufblüht, je mehr sich des Lebens Ende naht.

Rev. P. A. Wiebe sagte, er habe von verschiedenen Personen Glückwünsche mitbekommen, welche er in folgendes Gedicht faßte:

Gedenke all des Weges 5. Mos 8, 2—5
Spricht Gott in seinem Wort.
Und all des vielen Segens,
Den er gibt fort und fort.

Er hat dich treu geleitet
An seiner Jesushand;
Viel Segen dir bereitet
Und Heil dir zugewandt.

Schon volle neunzig Jahre
Hat er dich treu geführt;
Ließ dich viel Gnad' erfahren,
Wofür ihm Dank gebührt.

Der Herr hat uns verheißen,
Daß er uns heben will,
Ja, tragen und erretten
Bis an das sel'ge Ziel, Jes. 46, 4.

Ein Ebenezer wollen
Wir heut' errichten hier,
Dem Herrn die Ehre zollen
Und danken für und für.

Nun, Herr, noch eine Bitte:
Wenn enden wird sein Lauf,
So nimmt ihn in die Hütten
Des ew'gen Friedens auf!

Nach dem Schlußgebet erhob sich der greise Jubilar und dankte im Gebet mit innigen und bewegten Worten für die mancherlei Liebesbeweise, die der Herr ihm hatte zuteil werden lassen in dieser langen Reihe von Jahren. Möchte der treue Gott dem lieben Vater seinen Lebensabend noch recht hell und licht machen, obschon seine Augen dunkel geworden sind! Das ist unser aller Wunsch.

W. B. Unrau.

Alexanderwohl, Canton, Kans.

Vereinigte Staaten

California.

715 Dudley Ave., Fresno, California, den 9. September 11914.

Werter Editor! Die nun bereits schöne Alfalfafelder und jungen Obst- undWeingärten zeigen von dem reichen Boden in der vor zwei Jahre begonnenen MennonitenAnsiedlung in Madera County, nahe den nur 3 Meilen voneinander liegenden Stationen Fairmead und Berenda. Besondere Vorteile bei Fairmead sind erstens: keine Stauberde, sondern fester, doch durchlässiger Grund mit etwas Sand gemischt, der sich auch in der regenlosen Zeit leicht arbeiten läßt. Die Wege fahren sich im Winter fest und werden nicht grundlos. Im Sommer bleiben sie glatt, ohne geölt zu werden. Sechzig Meilen näher dem Meer gelegen denn Reedley, beeinflußt die fast immer vom Meer her wehende kühle Seeluft, das Klima soviel, daß es hier schon lange nicht so heiß ist; besonders kühl sind die Nächte im Sommer. Weil näher dem Meer, fällt auch mehr Regen, so daß Millionen Acres Weizen u. Gerste unbewässert große Erträge abwerfen, ja selbstObst und Wein ganz gut ohne Bewässerung gedeihen. Dann haben wir keinen Alkalei (Saltpeter) noch Bermudagras, auch keine Mücken oder Malariafieber. Die Hauptlinie der S. P. Bahn geht durch die Ansiedlung und neben der Bahn der State Highway; eine Landstraße die mit gemalenem Stein und Cement gepflastert und durch ganz Californien gebaut wird. Lange Strecken sind fertig, so auch 45 Meilen von Fairmead durch Fresno auf den Weg nach Reedley. Reedley bleibt jedoch 12 Meilen von diesem Weg abliegen. Weil so günstig gelegen; Wasser so leicht und genügend zu haben; weil schon 30 Familien von den unsern gekauft und noch Raum für Viele ist, dürfte Fairmead in nächster Zeit der Sammelplatz vieler Tausende unseres Volkes werden. In den nördlichen Staaten und, ganz besonders im Canadischen Nordwesten und in Manitoba, glaube ich nicht daß es eine einzige Familie giebt, die sich nicht ein schöneres Klima wünscht. In Kansas und Nebraska sind Hunderte Renter, die bei der hohen Pacht kaum ihr Auskommen haben, die aber mit $1000. bis $2000. hier ihren eigenen Herd gründen und auf eigenem Land unabhängig sein könnten.

Der Krieg wird die Folge haben, daß eine allgemeine Auswanderung von Europa nach Amerika stattfinden wird. Durch den Panama Kanal wird die Reise nach Kalifornien nicht mehr kosten als nach den Mittel-Staaten oder Canada.

Auf 10. Acres Alfalfa nähren sich leicht 15 Kühe; dann noch 500 bis 1000 Hühner, und die Einnahme ist von $1500. bis $2000 jedes Jahr und obendrein genießt man noch das schöne Klima. Das ist jedenfalls ein viel leichterer Anfang, als auf einer Montana-Heimstätte ansiedeln. Schon vor 20 Jahren überzeugte ich mich davon, daß diese Heimstätten auch umsonst zu theuer sind und wenn die Kansaser, die sich jetzt für Wyoming interessieren nur wüßten, wie günstig die Gelegenheit bei Fairmead ist, sie würden nicht auf der dürren, kalten Hochebene von Wyoming bleiben, sondern ein paar Dollar mehr ausgeben und gleich nach Fairmead ziehen. Viele, die nach Californien ziehen möchten, lassen sich abschrecken durch Gerüchte, daß das Land hier schon zu theuer ist. Wenn solche Leute hören, daß Obst und Weingärten mit $400. bis $500. per Acre bezahlt werden, dann sagen sie, das ist theuer. Man sollte aber bedenken, daß solche Gärten auch danach einbringen. Da man uns Californiern es schon zumutet, daß wir geneigt sind zum Uebertreiben, so würde ich dieses Mal keine neuen Beweise an-

führen, will aber anführen, was kürzlich jemand im „Botschafter", (unser Gemeinschaftsblatt in Rußland) schreibt. Der Schreiber hat seinen Namen nicht beigesetzt so kann man annehmen, daß er jedenfalls kein „Land Agent" ist. Hier folgt was er sagt:

„Wie überraschend viel gutes und passend gelegenes Land abwerfen kann, erfuhr ich kürzlich auf der Obst- und Gemüseausstellung in St. Petersburg. Ein Gartenbesitzer in der Krim hatte besonders schöne Äpfel und Birnen ausgestellt. Eine angebrachte Tafel erzählte mit ihrer Aufschrift, daß der Eigentümer seine ganze Obsternte von sieben Dessjatinen Garten (etwa 20 Acres) an die Gebrüder Jelißejewy, die größte Obsthandlung in Moskau und Petersburg zu 30,000 Rubel verkauft habe. Solches Land, fährt der Schreiber fort, ist bei dem Preise von 10000 Rubel vorteilhafter oder billiger, als in der Wildnis eine Dessjatine zu 10 Rubel. In die Wildnes zu fliehen und auf billigem Land Frohndienste zu leisten, ist weder vorteilhaft noch eines Helden würdig. Man sucht billiges Land, weil man mit wenig Geld — viel Land kaufen will. Braucht man denn unbedingt viel Land? Zehn Desjatinen auf die Familie an der Bahn in warmer Gegend sind vorteilhafter zu bearbeiten, als hundert oder tausend Dessjatinen in einer kalten abgelegenen Gegend. Je näher die neue zu gründende Kolonie zu einer andern und zu den Verkehrswegen: Eisenbahn, Fluß oder Meer sein wird, desto schneller wird sie emporblühen, desto schneller wird sich das Land bezahlen, desto billiger wird dieses letztere sein. Wäre es da nicht ratsam, auf guten, wenn auch kleinen und scheinbar teuren Landstücken vom Getreidebau zu vorteilhafteren Kulturen überzugehen z. B. Obst und Gemüsebau?" So weit der Schreiber im Botschafter. Er stellt dann noch die Frage: „Wo findet man wirklich billiges (wenn auch scheinbar teueres) Land, um zeitgemäße Gartenbau-Kolonien anzulegen?" Auf diese Frage können wir mit Ueberzeugung antworten: California, und hier bieten sich im San Joaquin Thal bei Reedley, Fresno und Fairmead besonders gute Gelegenheiten dazu.

Achtungsvoll

Julius Siemens.

Escondido, California, den 6. September 1914. Werter Editor! Wie es eigentlich gekommen ist, daß ich die Rundschau nicht mehr lese, kann ich nicht mehr angeben; aber ich weiß, daß ich sie schon bei drei Jahre nicht lese, und doch bin ich einer ihrer ältesten Correspondenten. Ich schrieb schon Berichte, als sie noch das „Zur Heimat" war. Ich kenne auch mehrere ihrer Editoren persönlich, wie D. Görz, John F. Harms, G. Wiens und M. B. Fast. (Wir sind auch nicht in der Lage nachzuweisen, wie das gekommen ist, laden aber herzlich ein, sie wieder zu lesen. Ed.)

Ich war heute bei Freunden zu Mittag, wo ich den Bericht des J. P. Friesen, Rosthern, traf, welcher mich sehr interessierte. Ich nahm einige der ältern Nummern mit, um mehr davon zu lesen und mußte staunen, wie viele Namen von Bekannten und Freunden ich traf, wie auch Gerhard und Margaretha Harder, die ich beide persönlich kenne. Sie schreiben von Jakob Harder, allenfalls von Fischau und mein Schulbruder; Heinrich, Katharina und J. P. Janzen und Heinrich Harder, Oklahoma; Peter Neufeld, Dallas, Oregon — Nachbar von Texas und Schulbruder von Kleefeld, Rußland; Johann Rogalsky, Hinton, Oklahoma, mein Cousin, der zu seiner Zeit sehr regen Briefwechsel mit mir führte und als sein Zweck erreicht war, keine Antwort mehr gab, wohl weil ich in gewisser Hinsicht meine eigene Ansicht habe. Auch lese ich da von Rosthern, Hague und Osler, Saskatchewan, Winkler, Manitoba, wo ich überall gewesen bin. Ich werde allenfalls noch mehr finden, doch setze ich mich jetzt gleich hin, um etwas zu schreiben, welches ich schon längst tun wollte, aber immer wieder vergaß oder nicht Zeit hatte.

Ich bin jetzt schon bald drei Jahre in diesem schönen „Bergtal" von Orangen, Zitronen und Weintrauben und so weiter umgeben, wo wir das ganze Jahr hindurch (mit wenig Ausnahmen) angenehmes Frühlingswetter haben; keine Stürme, aber alle Tage (mit wenig Ausnahmen) eine kühle, säuselnde Seeluft haben. Es heißt: „the sun kissed Valley (das sonngeküßte Tal), was es auch in Wahrheit ist; aber mit Ausnahme gibt es auch Schatten.

Nun wird vielleicht der eine oder der andere sagen: Da sind denn auch alle Menschen so recht zufrieden? — Nein, nein! sowas gibt es nicht. Eva war nicht einmal im Paradiese zufrieden. Nun ich denke — nein, ich weiß es, es ist sehr gut, daß nicht alle die hier her kommen so denken als ich, sonst würde dies Tal viel zu klein werden, und die Berge zur Seite drängen, um mehr Raum zu machen, geht auch nicht.

Nun ich will für diesmal aufhören und sehen, was die Folgen sein werden. Alle, die sich meiner in Liebe erinnern, herzlich grüßend,

P. S. Warkentin.

Colorado.

Kirk, Colorado, den 3. September 1914. Der Herr sei mit dem Editor und den Rundschaulesern! Da schon längere Zeit nach meinem letzten Bericht verflossen ist, will ich wieder etwas berichten. Die Ernte und das Dreschen ist jetzt wieder hinter uns, und es hat durchschnittlich nur 12 Buschels vom Acre gegeben Aber das Korn sieht sehr gut aus und kann eine schöne Ernte geben.

Wir haben auch angenehmen Besuch gehabt. Br. Heinrich Kröker, sen., und Br. Abr. Heinrich Kröker, jun., und Br. Heinrichs von Oklahoma samt ihren Frauen sind hier gewesen und haben uns alle in unsern Häusern besucht. Br. H. Kröker sen. hat uns auch ein paarmal mit dem Worte Gottes gedient.

Etwas verspätet berichte ich noch, daß es Zuwachs gegeben hat in folgenden Familien: Bei Abr. Warkentin einen kleinen Sohn, bei Bernhard Fadenrecht den Erstgebornen und bei Jakob Burkhart ein Mädchen. Alles ist gesund und munter. Bei Kornelius Klaßen gab es auch ein Baby, welches aber den andern Tag gestorben ist und Sonntag, den 30. August begraben wurde.

Es werden die Freunde Peter Blokken von Saskatchewan erwartet. Soviel ich weiß, ist der Gesundheitszustand gut. Ich habe soeben erfahren, daß bei Johann Heinrichs das kleinste Töchterchen krank sein soll.

Ich hätte gern mehr Nachricht über den Krieg in Europa. Da ich noch ein alter Deutscher bin, geht mir die Sache sehr nahe. Oder ist es schon der letzte Weltkrieg, und wird der liebe Heiland bald kommen? In der letzten Minute dieser Zeit, glaube ich, sind wir jetzt. Wollen uns aufmuntern und recht wartend stehen, wenn er kommt, daß wir ihm mit Freuden begegnen können; denn die Verheißungen, die wir im Worte Gottes lesen, werden alle erfüllt werden. Um ihn zu begegnen, wolle uns der liebe Heiland viel Gnade schenken.

Noch einen herzlichen Gruß an alle, die sich meiner erinnern.

Eduard Sudermann.

Illinois.

Chicago, Illinois, 31. August, 1914. Es ist heute der dritte Tag seit meiner Ankunft hier in Chicago.

Den lieben Geschwistern und Freunden, welche ich auf meiner Reise in Canada und den Vereinigten Staaten schon kannte und kennen lernen durfte, möchte ich ein kurzes Lebenszeichen von mir zusenden. Meine Reise hierher betrat ich von Oklahoma aus, nachdem ich dort meine letzte Missionsarbeit für jene Zeit hatte tun dürfen. In Kansas unterbrach ich noch etwas meine Reise. Hier wurde mir bei einer Gelegenheit ein Brief überreicht, aus dem ich von einem russischen Bruder in Max, Nord Dakota, die freudige Nachricht erhielt, daß der treue Herr dort noch Seelen zu seiner Gemeinde hinzutut. O, möge dem heiligen Geiste dieses überall in den Gemeinden gelingen! Laßt uns, Geschwister, Schulter an Schulter treten und den Herrn um neue Belebungen und Erweckungen bitten. Wollen es im heiligen Geiste täglich und einmütig tun. Der Herr wird zur rechten Zeit antworten.

Ein russischer Student teilte mir mit, daß hier in Chicago an 20,000 Russen sind. Hoffentlich werde ich während meines hiesigen Aufenthalts mehrere von ihnen kennen lernen und manches Nähere von ihnen erfahren.

Ich bin gegenwärtig hier in Moodys Bibelinstitut. So Gott will, bleibe ich hier einen Winter, ehe ich zurück nach dem jetzt verschlossenen Europa gehe. Vielleicht öffnet sich Europa wieder in Bälde. Betet für mich!

Einen näheren Bericht über meine Reise in den Vereinigten Staaten usw. gedenke ich jetzt nicht herauszugeben. Sollte es des Herrn Wille sein, dann bringe ich in Zukunft in einem illustrierten Buche einen umständlicheren Reisebericht. Bis zum nächsten Sommer wird meine Adresse sein 153—163 Institute Place, Chicago. Grüßend,

Johann Barkmann.

Kansas.

Newton, Kansas, den 7. September 1914. Werte Rundschau! Im Auftrage der Geschw. D. D. und J. D. Reimers möchte ich berichten, daß die lieben Geschwister am 12. August Ausruf hatten, welcher auch ziemlich gut besucht war und gute Preise brachte, besonders für das lebende Vieh. Dann am 16. August, Sonntag, waren sie bei uns in Gössel zur Versammlung. Br. D. D. Reimer las uns den 23. Psalm vor und machte einige passende Anwendungen, wie der Herr auch ihr Hirte schon gewesen und noch sei, und daß sie auch bei dem guten Hirten bleiben wollen. Dann zum Nachmittag lud Br. Peter D. Reimer noch ein zu einem kleinen Abschiedsfeste, welcher auch wir folgten. Wir waren einige Geschwister dort versammelt, und es wurde uns groß wie Jesus unveränderlich ist; gestern, heute und derselbe auch in Ewigkeit. Die Geschwister wären wohl gern hier geblieben; aber weil sie hier nicht zu einem eigenen Heim kommen konnten, und in Oregon schon ein Bruder und mehrere von Asien waren; wohl auch bessere Aussicht war zur Erwerbung eines eigenen Heims, so zogen sie hoffnungsvoll mit ihren Kindern hin. Diesmal waren es „die Knaben alle," die mitgingen. Und wenn die Geschwister es in Amerika auch noch zu keinem Reichtum gebracht haben, hatten sie doch ihr tägliches Brot und hatten noch etliche Körbe voll auf gehoben und konnten noch ein nettes Sümmchen mitnehmen. Auch die Glückwünsche der lieben Freunde begleiten sie. Möchten sie auch dort froh sein!

F. S. Goerzen.

Hillsboro, Kansas. Ein Blick auf die leidtragende Seele. Wie schön sie es haben sollen im Himmel! Der Heiland sagt: Kommt zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken. — Ich will euch nicht verlassen noch versäumen, spricht der Herr. Das haben alle die, die mit Gott und Menschen Frieden gemacht haben, empfunden. Wie schön ist es, Frieden und Ruhe im Herzen zu haben! O wie schön wird es dort einmal sein! Gottes Verheißungen haben noch dieselbe Kraft, die sie hatten, als sie gegeben wurden. Ich denke, wir sagen alle: Das glauben wir alle! Aber ihr Lieben, wir zeigen unsern Glauben durch unsere Werke. Wie ernst und traurig werden wir gestimmt, wenn Krankheit oder Tod kommt, doch wie glücklich ist man dennoch, weil man Frieden mit Gott hat, im Gegensatz zu dem der da weiß, daß sein Herz noch voll Sünde ist, und er einst vor Gott erscheinen muß, wie mir von einem Jünglinge gesagt wurde, welcher krank lag, und als vom Sterben gesprochen wurde, gesagt habe: Mein Herz ist aber noch nicht gesund. — O ein Glück, wer das Bewußtsein hat, für den Tod bereit zu sein, gegenüber dem, der dies nicht hat! Wollen uns bereit halten, daß wir, wenn unsere Stunde kommt, wir mit Frieden und nicht mit Furcht in die Zukunft blicken müssen. Er hat verheißen, uns zu geben, um was wir ihn bitten, aber wir müssen ein gottergebenes Herz haben, aber nicht uns etwas vornehmen und dann Gott bitten. Wenn wir auch so könnten, wie die Jünger Jesu, die zu ihrem Meister sprachen: Herr, lehre uns beten, und mit ihnen sagen lernten: Unser Vater in dem Himmel! Dein Name werde geheiliget, dein Reich komme, dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel. — Wenn wir gehorsam sind, dann tun wir seinen Willen und sind somit auch Kinder und Erben, nämlich Gottes Erben und Miterben Jesu. Es hat eine große Belohnung, in Gott getreu zu sein. Wir haben einen gerechten Gott, der auch hält, was er verheißen hat, und der auch weiß, was uns gut ist, aber doch sind wir schuldig ihn zu bitten, auch um unser tägliches Brot. Die Bitte: Gib uns unser töglig Brot, lautet so entschieden, so zuversichtlich. Er sagt auf einer Stelle: Was ihr bitten werdet in meinem Namen, das will ich tun.

Nun kommt aber eins; können wir das? Und vergib uns unsere Schulden, wie wir unsern Schuldigern vergeben. — Vergebet, so wird euch auch vergeben, wo aber nicht, so wird euch der Vater auch nicht vergeben. So willig wie der Heiland ist, zu vergeben, so sollen wir auch sein. Er hat für seine Beleidiger gebeten. Wie schwer fällt uns das! Ich sehe hier einen großen Mangel bei mir selbst, und wenn ich an Krankenbetten komme und sehe, wie sie ringen müssen und beten um Vergebung, und wie ihnen alles leid ist, dann werde ich immer an den Vers erinnert: Lebe, wie du, wenn du stirbst, wünschen wirst, gelebt zu haben. Solange der Mensch schön gesund ist, sei er jung oder alt, ist er viel zu gleichgültig. Alles wird nicht ernst genug genommen. Hoffart, Augenlust und Fleischeslust, Gleichstellung mit der Welt werden zur Gewohnheit und werden fast nicht mehr als schädlich angesehen; aber wenn es ans Sterben kommt, o wie bekümmert wird man dann, dann betet man: Vater vergib, wo ich unrecht getan habe! Dann bereut man, diese Dinge geduldet und getan zu haben. Wenn es zum Sterben kommt, bedarf das gereinigte Herz keiner teuren seidenen Kleider, nein, es ist gering und zufrieden, selig zu sterben. Warum denn nicht auch so leben? Es heißt: Haltet euch herunter zu den niedrigen. Wir lesen, daß Gott sich den Unmündigen geoffenbaret hat und nicht den

Weisen und Klugen, die ihr Wissen höher halten, als Gottes Wort. Lasset uns doch genau acht geben auf Gottes Stimme, auch bei gesunden Tagen.

Wie viel Dank sind wir unserm himmlischen Vater schuldig, die wir gesund sind. Ich bin bei Blinden und auch bei solchen gewesen, die nicht hören können, und sie sagen: Ich danke Gott, daß es noch so erträglich ist, und ich bin froh, daß ich einen Heiland habe. Und ein mancher Kranke gibt Zeugnis, daß er froh in Gott ist, auch wenn es zum Sterben kommt, und wünscht, aufgelöst zu sein. Alte Väter und Mütter gibt es, die mit Verlangen ausschauen nach der Stunde, die ihnen Erlösung bringt, und junge Eheleute, wenn der Tod sie auseinander reißt, sagen mit Ergebung: Herr, wie du willst! wenn auch das Herz zittert über dem Jammer, der es erfaßt; denn der Geist ist zwar willig, aber das Fleisch ist schwach. Wer solches erfahren hat, weiß, daß das Herz voll Bangigkeit nur allein an Jesu Brust Ruhe und Trost finden kann. Aber tröstlich ist es auch, wenn in solchen Stunden ein Freund seine Hand dem Betroffenen voll Mitleid reicht und ihm Worte des Trostes zuruft; es wirkt wie ein Balsam auf eine schmerzende Wunde. Ich wünschte, ich hätte immer Trostworte bereit für des Trostes Bedürftige. Ich weiß es aus Erfahrung, daß es nicht gut tut, solche in ihrem Schmerz sich selbst zu überlassen. Lasset es unser Vornehmen sein, uns der Betrübten und Traurigen anzunehmen, und darnach zu streben, hierin immer weiter zu kommen. Wir sollen Gutes tun, und wir wollen es auch; aber das Wollen allein tut es nicht, wir müssen ans Werk gehen.

Wenn ich mich prüfe, finde ich, daß mein Glaube so schwach und klein ist, aber dann komme ich an den Vers, wo es heißt, daß, wenn der Glaube auch klein sei wie ein Senfkorn, ihm dennoch Berge weichen müssen. Wie groß erscheinen uns oftmals die Berge der Anfechtungen und der Glaube dagegen ist so klein; aber laßt uns Glauben halten. Gehen wir mit dem Glauben einmal so sorgfältig um, wie wir mit einem Senfkorn umgehen würden, wenn von diesem unser irdisches Glück abhinge, und wir dasselbe in unserer Haushaltung aufbewahren müßten, wie würden wir es doch so genau in Acht nehmen. Nun ist aber unser irdisches Leben so kurz im Vergleich mit der Ewigkeit und das Glück und die Leiden dieser Zeit so unbedeutend gegenüber der ewigen Seligkeit und der ewigen Verdammnis. Wenn die Trübsale so groß und der Leiden so viele sind, das sind Stürme, die uns begegnen im Kampf wider die Sünde. Hörst du nicht auf die Stimme des Geistes Gottes, der sich an deinem Herzen bezeugt, dann gibt es Elend. Der Geist Gottes will, daß man ihm freiwillig Raum gebe, aber das Vornehmen des eigenen Herzens drängt sich mit Gewalt auf.

Wie Gott barmherzig, geduldig und von großer Güte ist, sollen auch wir gegen unsere Brüder sein, ja gegen alle Menschen. Laßt uns für sie beten, uns derer, die in Trübsal und Elend sind, annehmen, uns hüten, niemand zu betrüben. Wir werden einst für all unser Tun Rechenschaft ablegen, darum lasset uns Gutes tun und nicht müde werden. Der Gehorsam hat eine große Belohnung in Aussicht.

Einen Gruß an alle Liebhaber der Wahrheit.

J. B. Löwen.

Minnesota.

St. Paul, Minnesota, den 8. September 1914. Werter Freund Wiens! Ich kam hier heute an von meiner Montana-Reise, und da meine liebe Frau mir die Rundschau zuschickt, wo immer sie mich mit derselben treffen kann, erhielt ich die Rundschau heute hier, und nachdem man jeden Tag die englischen täglichen Zeitungen verfolgt wegen dem europäischen Krieg, dazu auf den Reisen fast nichts wie Krieg hört, wenn man dann einmal die Rundschau mit den Berichten aus den verschiedenen Staaten liest, eben auch aus mennonitischen Kreisen — dann fühlt man sich so etwas erleichtert und man lobt sich dieses Blatt: kommt doch in einem andern Anzuge.

Wir Menschen sind doch oft zu schnell bereit, ein Urteil zu fällen, und zu oft ohne gründliche Ueberlegung. So hörte ich oft die Bemerkungen während des mexikanischen Krieges, den Präsident Wilson zu schlichten versuchte, ohne Blut zu vergießen: „Wilson ist ein Professor, ein Schullehrer, aber diese Fragen zu lösen, das nimmt einen anderen Mann. Mit dem Wilson tun die Mexikaner nach Belieben. Er ist ein Feigling und läßt's sich gefallen. Wenn doch der Teddy Roosevelt an seiner Stelle wäre, der würde anders handeln." Da der Krieg in Europa ausgebrochen ist, und wir lesen von den Schlachten, wo Tausende abgeschlachtet werden, ein Ruin für die Mächte, — alles verheerend, Handel und Wandel zum Stillstand bringend— wie man im Englischen sagt: Krieg meint Vernichtung: Jetzt hört man die Heißköpfe unsern Wilson preisen, und oft höre ich: „Ich bin kein Demokrat, aber vor Präsident Wilson nehme ich immer meinen Hut ab, und wir schätzen uns glücklich, einen solchen Mann an der Spitze unserer Regierung zu haben."

Nun hält England noch an, daß der Präsident Wilson die Christen in der Türkei schützen möchte, da der Muhammedaner in der Türkei die Christen abschlachten möchte, während die Christen unter sich kriegen und sich abschlachten. Es scheint doch von den Christen ein schlechtes Beispiel für die Türken als Mohammedaner zu sein, nicht wahr? Und was ist durch die Haager Friedenskonferenz gewonnen?

Da ich eine Anstellung in dem Emmigrationsdepartment der Great Northern Eisenbahngesellschaft bekleide, bin ich immer auf Reisen. Diese Eisenbahngesellschaft eignet kein Land. Da aber die Regierung verschiedene Ländereien entlang unserer Bahn frei gegeben zur Besiedlung, so ist unsere Arbeit in Besiedlung derselben und zwar aus künftigen Geschäftsgründen. Denn keine zwei Erwerbszweige sind so nahe verbunden als Eisenbahn und der Farmer. Ohne Farmer könnte keine Eisenbahn bestehen, und was würden die Farmer ohne Eisenbahn tun? Wir erhalten täglich viele Briefe und Anfragen von unsern Deutschen wegen freie Heimstätten in Montana und wegen das Wo? Durch die starke Einwanderung in Montana wird diese Frage fast jeden Tage für uns schwerer. Herr Leedy, General Immigration Agent, macht sich alle Mühe, um mit dem Fortschritt Montanas bekannt zu sein. Und da Montana eben auch schon im mennonitischen Kreise ist, möchte ich die Antwort auf die vielen Nachfragen durch die Rundschau geben. Die besten freien Heimstätten in Montana sind sozusagen alle genommen, sind entlang der Eisenbahn bis 35 Meilen weg. Man muß jetzt schon 35 bis 50 Meilen von der Bahn gehen und findet in vielen Fällen auch dort schon Ansiedler. Als ich den 2. September in unsere Office in St. Paul trat, teilte Herr Leedy mir mit, er wünschte, ich würde Fort Peck in Montana bereisen. Es sind dort etwa 4000 Viertelsektionen Land, nämlich 160 Acres jede Viertelsektion. Dies Land wurde unter dem 160-Acre-Heimstätte-Gesetz den 30. Juni 1914 zur Besiedlung frei gegeben. Weil es Indianerland ist, muß es gekauft werden. Der Preis ist $2.50 bis $7.00 der Acre, auszuzahlen in fünf

Fortsetzung auf Seite 12.

Die Mennonitische
Rundschau
Herausgegeben vom
Mennonitischen Verlagshaus
Scottdale, Pennsylvania.
Entered at Scottdale P. O. as second-class matter.
Erscheint jeden Mittwoch.
Preis für die Ver. Staaten $1.00; für Deutschland 6 Mark; für Rußland 3 Rbl.
Alle Korrespondenzen und Geschäftsbriefe adressiere man an:
C. B. Wiens, Editor.
SCOTTDALE, PA
U. S. A.

23. September 1914.

— Plötzlich rede ich wider ein Volk und Königreich, daß ich es ausrotten, zerbrechen und verderben wolle. Wo sich's aber bekehrten von seiner Bosheit, dawider ich rede, so soll mich auch reuen das Unglück, daß ich ihm gedachte zu tun, Jer. 18, 7. 8.

— Während in Europa das Schlachten andauert und Tausende auf den Schlachtfeldern verbluten, geht man hier in Amerika in gewohnter Weise seinen Geschäften nach. Hier und da läßt sich der Einfluß des europäischen Krieges zwar spüren, aber im übrigen geht es nach den Worten des Herrn, die er in Bezug auf den Tag des Menschen Sohnes sprach: „Sie aßen, sie tranken, sie kauften, sie verkauften, sie pflanzten, sie baueten u. s. w.

— Mit einem Schlage hatte sich das Wetter geändert; die Tage wurden merklich kühl, und eines Tages sahen wir uns gezwungen, die Fenster unsers Arbeitszimmers bis auf eine schmale Spalte zu schließen, wenn wir uns nicht in der Gefahr einer Erkältung aussetzen wollten. Gegenwärtig ist es wieder wärmer, und die Sonne scheint am Tage, doch scheint die ganze Natur darauf hinzuweisen, daß der Herbst herannaht und das Jahr sich anschickt, Vorbereitungen zu seinem Rücktritt zu machen.

— Wenngleich es außerordentlich hart hält, die Welt aus ihrem gewohnten Geleise zu bringen, so üben die Nachrichten über die fürchterlichen Vorgänge in Europa doch ihren Einfluß auf die Gemüter aus. Mancher beschäftigt sich in diesen Tagen mehr wie sonst mit dem Gedanken an seine Pflichten in bezug seiner Bereitschaft auf den großen Tag, an welchem alle Völker vor dem, der auf dem Stuhl sitzen wird, versammelt werden sollen. Der Herr gebe, daß wir nicht bloß aufgeschreckt, sondern zu steter Wachsamkeit aufgemuntert werden möchten.

— Wir erhielten eine Nummer des „The Philadelphia Courant", ein Blatt für Afro-Amerikaner, d. h. Amerikaner afrikanischer Abstammung, wie das Blatt diesen Ausdruck selbst erklärt. Es ist also eine Zeitung für die farbige Bevölkerung dieses Landes, und sie erklärt, daß sie für Deutschland eintritt und dies für ihre Pflicht hält, weil von allen andern zuerst die Deutschen für die Befreiung der amerikanischen Sklaven eintraten, und schließt mit den Worten: Unsere Sympatie gilt den Deutschen und der „The Courant" hofft für den Erfolg der Sieg der deutschen Waffen. — Mit welcherlei Maße ihr messet, wird euch gemessen werden.

— Der „Friedensbote" will aus sicherer Quelle erfahren haben, daß die Königin Wilhelmine von Holland eine Zeitung deshalb abbestellte, weil das Blatt mehreremale religionsfeindliche Artikel gebracht hatte, in welchen auch die Gottheit Christi in der gemeinsten Weise verhöhnt und verlästert wurde. Es hat auch schon viele Christen gegeben, die diese oder jene Zeitschrift abbestellten, weil ihr Inhalt sich nicht mit dem christlichen Gewissen vertrug, aber es freut uns immer wieder zu erfahren, daß es auch unter den Hohen, von denen die Welt sagt: „Glaubet auch irgend ein Oberster an ihn," sich ab und zu einer findet, der das Licht nicht unter den Scheffel stellt.

— Es gibt auch Weltkinder, die es einsehen, daß der Krieg vom Argen ist. Und diese scheinen mitunter eifriger für den Frieden zu kämpfen, als die Kinder des Lichts. Da sie aber mit fleischlichen Waffen kämpfen, würde ihr Sieg wahrscheinlich nur wieder zum Kriege Veranlassung geben. Ein Bürger unserer Stadt, welcher den Krieg verabscheut und ihn um jeden Preis aus der Welt geschafft haben will, erklärte kürzlich, daß der europäische Friede leicht hergestellt wäre, wenn gewisse Personen aus diesem Leben befördert würden. Nach kurzer Zeit stellte es sich heraus, daß es sich eigentlich nur um eine Person handelte, und zwar sollte Kaiser Wilhelm sein Leben für den Frieden in Europa lassen. Aehnlich denken viele dieser vermeintlichen Friedensfreunde, und wir verstehen sehr wohl, daß auf diese Art der Friede nicht zustande kommen kann, sondern größerer Unfriede und Unruhe. Bewahre Gott uns vor solchen Friedensfreunden!

— Mitten im Kriege soll nun, wie man hofft, ein fast 600 Jahre alter Prozeß an der französisch - italienischen Grenze endgültig erledigt werden. Derselbe ist im Jahre 1327 angefangen, im Jahre 1388 fortgesetzt und seitdem zu verschiedenen Zeiten vertagt und wieder aufgenommen worden, bis er jetzt vor den Gerichtshof in Aix gebracht ist, und zu Ende geführt werden soll. Man wundert sich, wie es möglich war, den Prozeß bis auf diese Zeit zu verschleppen. An dieser Verschleppung tragen selbstverständlich die unzulänglichen Gerichte oder Richter Schuld; aber ein Prozeß der schon älter ist wie dieser, ist noch nicht endgültig erledigt, jedoch nicht weil der Richter unfähig ist, wird er verschleppt; sondern weil derselbe so langmütig und geduldig ist, ist der Tag des Gerichts weit hinausgerückt, damit allen, die sich haben in diesen Prozeß verwickeln lassen, Gelegenheit gegeben werde, sich zu besinnen und sich auf die Seite dessen zu stellen, welcher Recht hat und in dem Prozesse Recht behalten wird: „Und ihr sollt dagegen wiederum sehen, was für ein Unterschied sei zwischen dem, der Gott dienet, und dem, der ihm nicht dienet."

— Freuen wir uns, daß wir in unserm Lande noch in Friede und Ruhe wohnen dürfen, und beten wir für die Erhaltung dieses Friedens für die Zukunft; aber vergessen wir nicht unserer Brüder in Europa zu gedenken, die nicht so glücklich sind. Vielleicht kommen wir einmal in die Lage, in welcher sie sich heute befinden, und bedürfen dann der Fürbitte anderer. Wie wohl wird es uns dann tun, wenn wir frei sind von der niederdrückenden Erkenntnis, daß wir nicht mitgefühlt und mitgetragen haben, als andere unter ihrer Last seufzten. Wenn es von Menschen abhinge, dürfte es mit dem Frieden und der Ruhe in unserm Lande schlecht bestellt sein, selbst wenn unsere Regierung sich alle Mühe gibt, den Frieden mit andern Ländern zu erhalten. Die Friedensstimmung hier bei uns ist trotzdem nur sehr oberflächlich und nur zu häufig bricht sich das, was unter dieser Oberfläche brodelt und kocht, durch an's

Licht und zeigt, wie viel von Kriegslust unter der ruhigen Oberfläche verborgen liegt. Aber unserm Frieden droht Gefahr nicht allein von denen, aus unserer Mitte, die gern mit den Waffen rasseln, es ist auch nicht ausgeschlossen, daß Störungen von außen kommen. Alles in der Welt ist von unersättlicher Habgier beseelt und vieler Augen blicken lüstern herüber, eine Gelegenheit zu erspähen, sich in irgendeiner Weise auf Kosten der Vereinigten Staaten zu bereichern. Die Gefahr von dieser Seite mag unter den vorhandenen Verhältnissen nicht so groß sein, wie manche sich und uns einzubilden suchen; denn Gott hat in seiner Weisheit vorgesorgt, daß die Habgier der Menschen eine starke Schranke findet in der eigenen Ohnmacht ,die es ihnen erschwert oder oft unmöglich macht, ihre Pläne in Bezug der Befriedigung ihrer Begierde auszuführen. Dennoch wissen wir, daß wir in einer Welt sind, wo dauernder Friede keine Heimat hat.

Aus Mennonitischen Kreisen.

Henry S. Barsch berichtet am 7. September von Osler, Saskatchewan: „Wir haben sehr günstiges Wetter gehabt, und viel Getreide ist schon gedroschen. Die welche Zusammenfahren ,sind beinahe damit fertig. Die Ernte fällt auf Stellen sehr gering aus, Weizen von vier bis 25 Buschel. Doch der Preis ist gut, jetzt schon über einen Dollar. Gesund sind wir so leidlich. Nach langer Trockenheit fing es gestern an zu regnen und regnet noch (Auf Plattdeutsch „Sodderregen" oder Landregen.)"

Abr. Bekker. berichtet von Hillsboro, Kansas am 1. September: „Wir sind gegenwärtig hier bei unsern Kindern, Geschwistern und Freunden auf Besuch, wo wir überall freundliche Aufnahme fanden. Wir gedenken unser liebes Oklahoma zu verlassen und haben uns in Hillsboro einen schönen Platz gekauft, 3 Block von der M. B. Kirche und drei Block von Tabor-College. Nun bitten wir folgende Adreßveränderung durch die Rundschau bekannt zu machen: Anstatt Fairview, Oklahoma — Hillsboro, Kansas, auch bitten wir alle Leser, Editor und Freunde, die uns mit Briefen besuchen möchten, besonders auch die lieben Freunde in Rußland, sie möchten sich dieselbe merken. Wir fühlen uns sehr dankbar gegenüber dem, l. himmlischen Vater für die schöne Gesundheit, der wir uns auf unsern alten Tagen erfreuen. Abr. und Sarah Bekker."

Br. M. B. Fast, Reedley, Calif. berichtet am 8. September: „Der alte Br. Cornelius Neufeld, der schon lange leidend war, ist am vorigen Freitag abend gestorben. Sonntag, den 6. September, wurde er vom Versammlungshause der M. B. Gemeinde in Reedley aus auf dem großen Stadtkirchhofe begraben. Er ist etwas über 77 Jahre alt geworden. Er wohnte früher in Neukirch und war einer der ersten Brüder in Rußland. Als seine erste Frau in Nebraska gestorben, fuhr er nach Rußland und heiratete dort eine Witwe Dürksen, die mit zwei seiner Söhne und ihrem einzigen Sohne an seinem Sarge und Grabe standen. Seine Kinder von Nebraska und Oklahoma waren nicht zum Begräbnis gekommen. — In meinem vorigen Bericht hatte ich versäumt. zu berichten, daß mit Hamms, die von Minnesota hier auf Besuch waren, auch ihr Sohn Heinrich war. Auch gaben sie eine Mahlzeit. Es ist jetzt schon Nachricht hier, daß sie zuhause angekommen sind. Vielleicht berichtet er durch die Rundschau, wie es ihm hier gefallen hat! Die Pfirsichernte ist beendet und viele verdienen einen großen Tagelohn beim Weintraubenschneiden. Es kommen immer noch Leute her. Möchten alle Leser um baldigen Frieden für Europa beten und sonderlich, daß in den freien Vereinigten Staaten möchte Friede bleiben!"

Einladung.

So der Herr will und wir leben, gedenken wir in Beadle Co. S. Dakota in der Bethel-Kirche den 4. Oktober Erntedankfest zu feiern, wozu wir alle Geschwister und Freunde einladen. Den 5. Oktober ist Sonntagschulkonvention und den 6. und 7. die Bundeskonferenz.

Wir erwarten, daß jeder Distrikt seine Vertreter zur Konferenz schicken wird. Wer zu kommen beabsichtigt, möchte sich rechtzeitig bei Jakob Entz, Yale, Süd-Dakota, anmelden, damit für eine hinreichende Anzahl Fuhrwerke zum Empfang der Besucher beim Bahnhof gesorgt werden kann.

Im Namen der Gemeinde,

J. M. Tschetter

Eine Bitte.

Kann mir jemand die Adresse des W. J. Bestvater angeben? Ich bin demjenigen schon voraus dankbar. Grüßend verbleibe ich euer Mitpilger nach Zion.

P. L. Friesen.

Carpenter, S. Dakota.

Adreßveränderung.

Peter Neufeld, Newhall, Cal., verändert auf Cloud Chief, Oklahoma.

Peter Unruh, Reedley, Cal., jetzt Henderson, Nebraska.

Gerhard Fast, Dolton, Süd—Dakota, jetzt Herbert, Saskatchewan, Canada.

Abr. Bekker, Fairview, Oklahoma, jetzt Hillsboro, Kansas.

Programm

für das Sängerfest, abzuhalten zu Henderson, Nebraska, am 4. Oktober 1914.

Eröffnung um ½2 Uhr nachmittag vom Vorsitzer.

Gesang vom Gemeinde-Chor
Gesang vom Eldorado-Chor
Gesang vom Bethesda Chor
Gesang vom Jansen-Chor
Männerchor von M. B. G.
Gesang von den Saratowaer Geschw.
Vortrag. Thema: Einige der wichtigsten Befähigungen des Chorsängers, Corn. P. Epp.
Gesang von den Saratowaer Geschw.-Kirche.
Chorgesang, geleitet von H. A. Ediger.
Schwester-Oktett, M. B. G.
Männer-Quartett, M. B. G.
Allgemeiner Gesang, Lied, Ev. Lieder No. 88, geleitet von Corn. P. Epp.
Dekl., Sarah Harder.
Ansprache über Gesang, Isaak Wall, Jansen
Gesang von allen Chören, Lied No. 150 Ev. Lieder, geleitet von J. P. Regier.
Schlußbemerkungen der Nachmittagssitzung von Gerhard Wiens.

Abendsitzung.

Eröffnet von Aeltester H. H. Epp.
Männerchor, M. B. G.
Gesang vom Bethesda-Chor
Gesang von den Saratowaer Geschw.
Vortrag. Thema: Was die wahre Treue in der Bekämpfung der Hindernisse im Gesang zu tun vermag. H. D. Epp.
Schwester Oktett M. B. G.
Allgemeiner Gesang, Lied Ev. Lieder No. 153, geleitet von C. J. Kliewer.
Gesang vom Eldorado-Chor.
Chorgesang, geleitet von H. A. Ediger.
Gesang vom Chor der Methodistenkirche
Duett, M. B. G.
Vortrag. Thema: Der Gott wohlgefällige Gesang, von Pastor Hezel.

Gesang vom Gemeinde-Chor.

Schluß von J. J. Kliewer.

Anmerkung: Jeder Redner hat 10 Minuten Zeit. Nach jedem Thema folgt 10 Minuten freie Besprechung.

Das Programm-Komitee.

Todesnachricht.

Marion, S. Dakota, den 8. September 1914. Da es dem lieben himmlischen Vater gefallen hat, meinen lieben Mann Jacob A. Willems aus dieser Zeit ins Jenseits zu rufen, und mein Mann in Rußland viele Freunde, sogar Onkel, Tanten und Vettern hatte, so dachte ich, dies durch die Rundschau bekannt zu machen. Wie mir gesagt worden ist, haben sie in Landskrone und Fürstenwerder gewohnt. Ob sie noch alle leben oder da noch wohnen, weiß ich ja nicht. Dann hat er auch noch leibliche Geschwister und viele Freunde in Amerika in den verschiedenen Staaten. Allen diesen Freunden wünsche ich Gottes Gnade und Segen und Wohlergehen an Leib und Seele.

Ich hätte gleich sollen schreiben, habe es auch selbst gefühlt, aber es fehlte mir sehr an Mut. Ich denke, wer eine ähnliche Erfahrung gemacht hat, wird wohl wissen, wie man unter solchen Umständen fühlt. Nur fünf Jahre, acht Monate und 29 Tage durften wir Freude und Leid miteinander teilen und sind nun für dieses Leben getrennt. Das ist ein tiefer Schmerz, wo mir nur der eine Trost bleibt, daß Jesus sein Trost und Anker war und, daß wir uns in der Ewigkeit wiedersehen werden.

Also mein lieber Mann Jakob A. Willems Sohn des Abraham Willems, welcher ja vor bald zwei Jahren aus dieser Zeit geschieden ist, — wurde geboren den 13. Oktober 1872 in Rückenau, Rußland, und starb den 10. Juli 1914. Er ist alt geworden 41 Jahre, 8 Monate und 24 Tage. Er ist bis zu seinem 36. Jahre bei seinen Eltern zuhause gewesen, zuletzt eigentlich bei seinem Vater, da die Mutter schon früher gestorben war. Den 22. August 1907 wurde er vom Aeltesten Heinrich J. Dick, Minnesota, getauft. Den 11. Oktober 1908 sind wir in den heiligen Ehestand getreten, somit in der Ehe gelebt 5 Jahre, 8 Monate und 29 Tage. Er ist krank gewesen 8 Monate und 10 Tage. Seine Krankheit war nach der Aussage der Aerzte Krebs an der Leber und Wassersucht. Er hat in zwei Hospitälern Hilfe gesucht; aber wir sehen immer wieder, daß, wenn der Herr sagt: Bis hieher und nicht weiter — dann können auch die besten Aerzte nicht helfen. Sein Leiden war recht schwer, besonders in den letzten Tagen. Da er glaubte, daß sein Ende nahe sei, so wurden wir uns einig und verkauften unsere Wirtschaft durch Ausruf und zogen den 7. Juli in die Stadt Marion Junction, weil wir dachten, daß ich ihn hier besser würde pflegen können. Aber des Herrn Gedanken waren ganz anders; denn den 10. Juli, 45 Minuten nach 12 Uhr in der Nacht schlug seine Erlösungsstunde.

Sonntag, den 12., wurde er unter großer Beteiligung von der Bethesda-Kirche aus zur Grabesruhe gebracht und zur Seite seiner lieben Eltern begraben. Ansprachen wurden gehalten von Pred. Heinrich P. Unruh, Evangelist Klaas Ewert, Aeltester Diedrich Thießen und Prediger C. Unruh. Beim Grabe sprach die letzten Worte Diedrich D. Engbrecht. Und so blieb ich denn als trauernde Witwe stehen, aber nicht ohne Hoffnung; denn er sagte, er sei bereit, und in diesem Bewußtsein ist er sanft hinübergeschlummert, und mein Bestreben ist, daß wir uns einmal wiedersehen möchten. So verbleibe ich grüßend eure tiefbetrübte Freundin und Mitschwester

Maria J. Willems.

Fortsetzung von Seite 9.

Jahren, oder, nachdem man 14 Monate darauf gewohnt hat, kann man es auszahlen und bekommt von der Regierung zu seinem Lande einen Besitztitel. Ich fuhr mit mehreren, die mit diesem Lande bekannt waren, hinaus. Dies war meine erste Reise nach dieser Gegend. Dies ist vom besten Lande, das man vorfinden kann, und ist im besten Teile Montanas. Vieles ist ganz eben, vieles wellenförmig; sehr reicher, tiefer fruchtbarer Boden und bedeckt mit dichtem, hohem Graswuchs, und unterscheidet sich diese Gegend von andern Teilen Montanas, wenn es zur Grasfrage kommt. Diese Preise und Landklassifizierung ist nicht genau gemacht worden. Sieben Meilen von der Eisenbahn bis 25 Meilen hinaus sind tausende, tausende Acres vom besten Lande für $3.00 der Acre, also $480.00 für 160 Acres, auszuzahlen in fünf Jahren. Ich habe Land gesehen für $6.00 den Acre, das nicht so gut war als das $3.00 Land. Dort ist Raum für mehrere tausend Familien. Das Land grenzt im Süden an den großen Missouri-Fluß, eben auch an den Redwater-Fluß, nicht weit vom Milk River und Musselshell-Fluß. Daher ist nie Mangel an Regen, sie verleihen der Gegend genügend Regenfall, um die größten Ernten zu ziehen. Dazu ist sie noch versehen mit Bächen und Quellen, und man kann sich bald die Frage beantworten, warum dieses Land den Preis von $2.50 bis $7.00 per Acre hat, gegen freie Heimstätten in andern Teilen Montanas. Dazu kann einer, der mehr Land bearbeiten will, sich noch Land zupachten von der Regierung, — Indianerland, welches die Regierung den Indianern gab, während der Eröffnung. Man pachtet es auf fünf Jahre zu $25.00 für 160 Acres das Jahr. Angrenzend an dieses Land wird großartig gefarmt für die letzten 10 Jahre, und mit großem Erfolg. Es ist eine Weizengegend, ebenso auch geeignet zum Anbau aller Arten Getreide, und bekannt als Alfalfaland. Auch der Versuch, Corn unter gewissen Verhältnissen zu ziehen, scheint ein Erfolg zu sein. Wir fuhren nach einem Farmer, der drei Sektionen bearbeitet. Er war am Getreidedreschen. Weizen ergab von 18 bis 25 Buschel vom Acre; Hafer bis 78 Buschel und wog 43 Pfund. Es ist der beste Hafer, welchen ich noch gesehen. Man muß staunen, solche Ernten zu sehen, wenn man das Pflugland sieht, welches schon fünf bis sechs Ernten getragen hat, aber so schlecht gepflügt ist, daß noch fast die Hälfte mit Gras bewachsen ist. Ich konnte eben auch nicht meinen Gedanken wehren: Was würden unsere guten deutschen Farmer dort für Ernten ziehen, wenn man jetzt die Ernten sieht und die lumpige und schlechte Farmerei. Ich reise bereits drei Jahre und fast jeden Monat nach den verschiedenen Teilen Montanas, doch gefällt mir keine Gegend in Montana so gut als diese. Und es wird auch diese Gelegenheit für $3.00-Land von kurzer Dauer sein. Die Frage, warum dieses Land bezahlt werden muß, verglichen mit den freien Heimstätten beantwortet sich allein, nachdem man es bereist hat.

Ein Farmer und Landsucher von Oklahoma sagte zu mir, er habe nie geglaubt, eine so schöne Gegend und Land in Montana zu finden. Nun ist dieses eben auch Regierungsland ,und man muß seine Geschäfte in der Regierungslandoffice selbst abschließen. Ich rate allen solchen, die nach gutem Land und gesundem Klima suchen, diese Gegend und Land zu besehen. Sehen ist Ueberzeugen. Es sind dort tausende, tausende Acres vom besten Lande zusammen und aneinanderschließend für eine große deutsche Ansiedlung

für $3.00 den Acre und sieben, zehn und fünfzehn Meilen von der Eisenbahn; also $480.00 für 160 Acres, auszuzahlen in fünf Jahren. Das wäre $96.00 das Jahr. Ich wurde hingewiesen auf Farmer, die alles auszahlten mit der ersten Ernte.

Herr Leedy, der unsere deutschen Farmer als die besten Farmer hoch schätzt, beabsichtigt dort eine große deutsche Ansiedlung zu gründen, und ist da Raum, aneinanderschließend für mehrere tausend Familien vom besten Lande zu bekommen für $3.00 den Acre. Wir geben billige Fahrt dorthin zweimal den Monat. Weil ich bereits zwei Jahre immer auf Reisen gewesen, werde ich mich eine Zeit lang zuhause aufhalten; werde aber, zu jeder Zeit bereit sein, mit solchen dorthin zu fahren, die es besehen wollen. Um weitere Auskunft, Antwort im Deutschen oder Beschreibungen schreibt an mich.

J. J. Harms.

Box 75, Henderson, Nebr.

Missouri.

Clinton, Mo., den 8. September 1914. Unsere schöne Lagerversammlung hier bei Clinton ist vorüber. Deutsche Prediger hatten wir die Brüder Roth von St. Louis, H. Schultz von California und Haffner und Schilling, die hier wohnhaft sind. Bei den Englischen war auch ein halbes Dutzend von verschiedenen Gegenden. Drei große Zelte waren aufgestellt; die kleinen habe ich nicht gezählt. Ja, man hat wieder viel gehört und nun soll man es auch behalten und tun, das ist die Hauptsache. Verkehrte Lehren sind nicht gepredigt worden, auch ist das Wort Gottes nicht verdreht worden; denn eine verkehrte oder Irrlehre entspringt nicht aus dem Bibelbuch, sondern anderswo her; aber es wurde uns gezeigt, wann und wie Irrlehren entstanden sind und was die Folgen derselben gewesen sind. Ich glaube sagen zu dürfen, daß unsere Prediger bei der Bibel geblieben sind; denn sie predigten ein „So spricht der Herr!" Je näher man zu einem Spiegel kommt, je besser sieht man die Flecken, die man an sich hat. Und so ist es auch mit dem Worte Gottes; denn es wird ja mit einem Spiegel verglichen.

Die Mission wurde recht sehr unterstützt. Es wurden nahe an $8000.00 gezeichnet. Unsere Geschwister in Europa sind übel daran, sie sind in große Trübsal gekommen und die Missionsstationen können sie nicht in dieser kriegerischen Zeit unterstützen; somit müssen wir hier in Amerika desto heftiger angreifen. Das Ende aller Dinge ist vor der Tür, das darf man glauben.

Die Brüder Unterseher, Stern und Fezzer fuhren ausgangs August nach N. Dakota, um da in der Ernte tätig zu sein. Br. Abr. D. Ewert von Bingham Lake, Minnesota, war zu Anfang der Lagerversammlung hier. Er hat Br. Simons das Wohnhaus, eine Straße westlich vom Seminar, abgekauft. Er sagte, daß er mit seiner Familie etwa mitte d. Mts herziehen wolle, um seine Kinder hier zur Schule zu schicken.

Unser Sohn Kornelius samt Frau und Söhnchen und Schw. A. J. Voth von Hitchcock, Oklahoma, waren hier bei uns auch eine ganze Woche lang auf Besuch. Erst hatten sie die Lagerversammlung in Guthrie, Oklahoma, besucht und jetzt besuchten sie diese hier auch noch. Auf der Reise waren sie hungrig geworden, somit hatten sie es sich gelüsten lassen in einer recht netten Stadt, wo der Zug anhielt, Abendbrot zu essen. Ein Ei 10c, eine Tasse Kaffee 10c, einige Stücke Butterbrot 10c u. s. w. Br. Schilling war auch ihr Reisegefährte gewesen, und nachdem er sich gelabt hatte, hatte er gemeint: So, jetzt fühle ich wieder gut. Unsere Eier hier sind nur ein Fünftel so teuer und schmecken gerade so gut.

Am Abend des 5. d. Mts. gab es auch noch eine Hochzeit. David P. Harder und unsere Tochter Salmine schlossen den Ehebund für dieses Leben. Bruder Schilling traute sie in der Kapelle in Gegenwart einer großen Zeugenschar. So ganz im stillen hatten Geschw. J. F. Harders ein Mahl bereitet, woran 27 Personen teilnahmen. Es war ein angenehmer, schöner Abend.

Eins hätte ich bald vergessen: Die Versammlungen auf dem Lagergrunde wurden von den Stadtleuten recht gut besucht. Die Erweckungsversammlungen waren sehr ergreifend, und als Folge wurden Sabbath nachmittag 33 Personen getauft. Unsere Tochter Nettie war auch unter den Glücklichen.

Wir haben in letzter Zeit oft Regen bekommen. Die Erde ist schön naß, und alles sieht gedeihlicher in der schönen Gottesnatur.

Süd- und Nordmissouri sind vereinigt zu einer Konferenz ,und es ist beschlossen, daß das Hauptquartier derselben hier in Clinton sein soll. Der neue Vorsteher ist auch schon hier.

Hiermit will ich für dieses mal schließen.

Jacob Thomas.

Nebraska.

Beatrice, Nebraska, den 9. September 1914. Auf unserer letzten Jahresversammlung wurde der Beschluß gefaßt, in diesem Jahre am 4. Juli eine „Gemeindeversammlung im Freien", ein Piknik im Walde zu haben. Da es vielen nicht paßte, wurde am 4. August dieses schöne Fest veranstaltet und vom schönsten Wetter begünstigt.

Mehrere unserer lieben Prediger forderten uns dabei in ihren Ansprachen, denen sie köstliche Bibelworte zu Grunde legten, auf zur Freude im Herrn, zu Lob und Dank. Unser Aeltester Gerhard Penner forderte noch besonders auf zum Dank dafür, daß einst zur Zeit der Prüfung im alten Vaterlande der Herr unsere Herzen willig und fest machte, die Wehrlosigkeit treu zu bewahren, unserm Mennonitischen Bekenntnis treu zu bleiben und das Gebot der Feindesliebe zu halten. Der Herr schenkte aus Gnaden die Kraft, Heimat, das Vaterland und vieles, das uns lieb und teuer war, zu verlassen und auszuziehen in ein fernes Land, welches wir nicht kannten, und in dem der Herr uns sichtbar und wunderbar gesegnet hat. Die Gegenden, in denen unsere frühere Heimat war, zittern unter den Schrekken eines so blutigen Krieges, wie er in der Weltgeschichte noch nie seines Gleichen hatte.

Der Herr wolle uns nach seiner großen Barmherzigkeit in diesem Lande vor Kriegesnot bewahren und uns seine Güte zur Buße leiten lassen!

Es ist etwas Großes und Schönes um so ein Zusammenkommen einer ganzen Gemeinde so draußen im Freien, im Walde, im kühlen Schatten: So friedlich, so lieblich; es ist, als fordert alles von selbst auf zur Freude und Lob und Dank. Man sieht und trifft so viele, die man sonst nur in der Kirche flüchtig sieht und grüßt; kann sich mit ihnen in Ruhe unterhalten, sich kennen und einer den andern schätzen und lieben lernen.

Es war ein liebliches Bild, die verschiedenen Gruppen der Alten und Jungen und der vielen lieben, glücklichen Kinder zu betrachten. Alle stimmten wohl darin überein: „Es ist ein wunderschönes Beisammensein." Große und Kleine mögen wohl etwa 500 dabei gewesen sein.

Unserm lieben jungen Glaubensbruder Johannes Andreas, dem jüngsten Sohne der Freunde Wilhelm Andreas, ist vor einigen Wochen ein Unfall zugestoßen, der leicht hätte schlimmer werden

können, wenn der Herr nicht seine schützende Hand über dem jungen Leben gehalten hätte. Bei dem Füllen des „Silo“ sprang ein schweres Eisenstück der Maschine ihm an den Fuß, die Kniescheibe schwer verletzend. Dr. Louis Penner und Dr. Hepperlein legten ihm einen Verband an, doch konnten sie längere Zeit nicht bestimmen, ob das Gelenkwasser nicht ausgelaufen sei. Jetzt ist die feste Hoffnung vorhanden, daß der Fuß richtig heilen wird, den der Patient stets in liegender Stellung halten muß; ihm ist die Lage im Bett noch die angenehmste. Es ist eine schwere Geduldprobe für den kräftigen, so an Tätigkeit gewohnten jungen Mann, fünf Wochen liegen zu müssen, von denen die Hälfte schon überstanden ist. Unser liebes Nachbarhaus ist jetzt für einige Zeit verödet. Dr. Louis Penner ist auf drei Monate nach Chicago verreist, um sich in der Kunst des Operierens zu vervollkommen, und seine liebe, junge Frau weilt für diese Zeit in ihrem Elternhause bei unsern Geschwistern, J. H. von Steen.

Einen schönen durchdringenden Regen hat der liebe Gott uns hier geschenkt, der das Einbringen der Wintersaaten sehr begünstigen wird.

Einen freundlichen Gruß an alle Leser von

Andreas Wiebe.

Litchfield, Nebraska, den 3. September 1914. Gruß an Editor und Leser! Ich wünsche allen Gesundheit, geistlich und leiblich. Weil ich nur vor ein paar Tagen an die Rundschau geschrieben habe, will ich mich heute kurz fassen.

Im Frühjahr war recht viel Regen gefallen, hernach aber kam die Trockenheit, welche unser Corn leiden machte. Und als wir dann einen Regen bekamen, bekamen wir einen Regensturm mit Hagel, der das Corn wieder beschädigte, das Laub von den Stengeln abschlug, aber die Aehren nicht. Es hätte mehr geben können, wenn die Aehren hätten mehr auswachsen können. Die Stengel liegen sehr auf der Erde, sie haben sich noch sehr wenig aufgerichtet. Immerhin können wir noch sehr dankbar sein, daß wir Nahrung und Futter bekamen.

Gegenwärtig haben wir Gäste. Erstens Br. Gerhard Thießen. Er ist beinahe eine Woche hier und wird hier im September für den Herrn arbeiten. Gestern, den 2. kamen Geschwister Heinrich Krökers von Enid, Oklahoma hier an und halten sich jetzt bei seinem Bruder Bernhard Kröker auf. Auf wie lange sie hier sind, haben sie nicht bestimmt; sie besuchen auf dieser Reise Brüder, Schwestern und Freunde von beiden Seiten. Sie kamen von Colorado nach Litchfield, und dann geht die Reise so weiter fort. Sie gaben uns auch Grüße ab von Colorado, wo ich auch noch etliche kenne wie die Fastenfamilie und die alten Freunde Kornelius Töwsen. Ich danke hiermit für die Grüße und grüße euch dort alle mit diesem wieder, die ihr an mich gedacht habt. Und du alter Onkel Töws, es kommen ja keine Berichte mehr von dir in der Rundschau und ich bekomme auch keine Briefe von dir. Deine Jahre zählen auch wohl schon in den Siebzigern? An alle, die uns kennen nochmals einen herzlichen Gruß.

Jacob und Hel. Schierling.

Canada.

Manitoba.

Steinbach, Manitoba, den 8. September 1914. Werte Leser! Was mich diesmal veranlaßt, wieder an die Rundschau zu schreiben, ist der Aufsatz der Freundin Margaretha Reimer, Prangenau, in No. 35. eingesandt von Joh. J. Neufeld, Buhler, Kansas. Beim Lesen desselben flogen meine Gedanken stark zurück in jene Zeit, als wir nicht weit voneinander wohnten, wir in Alexanderheim (Pachtland des Babaschowo) und sie, damals Abraham Wiebe, in Lindenort, etwa fünf Werst von uns entfernt. Ja liebe Freundin, wo ist die Zeit, als wir dort wohnten und zusammenkamen und uns als intime Freunde liebten. Die Eltern lebten ja auch noch, welche wir als unsere Großeltern liebten und achteten. Sie und dein erster Mann Abraham Reimer sind vor uns in die Ewigkeit gegangen und wir sind noch hier; aber über kurz oder lang müssen auch wir denselben Weg gehen. Wir müssen uns denn schon zu den Alten zählen. Du bist älter als wir, und bei uns zeigt schon das graue Haar ganz deutlich, daß wir zu den Alten gehören; bei dir doch wohl auch? Alle, was dir widerfahren ist, ist uns noch nicht; denn wir sehen, daß du hast müssen zwei Männer durch den Tod abgeben und jetzt zum zweitenmal als Witwe dastehst. Wir dagegen dürfen zu Gottes Ehre sagen, daß der Herr uns vergönnt hat, von 1875, da wir uns die Hand fürs Leben reichten, bis jetzt zusammen zu leben und Freude und Leid mit einander zu teilen. Es ist dies eine Gnade von Gott, die wir hoch zu schätzen haben. In dieser Zeit hat der Herr uns neun Kinder geschenkt, fünf Söhne und vier Töchter. Davon sind zwei Töchter gestorben. Diese, die noch leben, haben sich, bis auf den jüngsten Sohn nach allen verheiratet und wohnen bis auf eine Tochter alle hier in Steinbach. Diese eine Tochter wohnt in Saskatchewan, etwa fünfhundert Meilen von uns entfernt. Wir gedenken, sie noch diesen Herbst zu besuchen, wenn es anders Gottes Wille ist.

Nun wieder zu dem Bericht. Es sind dort ja noch mehr Namen erwähnt, die uns bekannt sind, als Cornelius Mandtlers mit ihren Kindern und Johann Wiebes mit ihren Kindern. Wie wir sehen, wohnen sie ziemlich zerstreut auf verschiedenen Plätzen. Ganz besonders fiel mir der Name Hooge auf, weil der Mann ein Sohn des alten Hooge war, die auch in Alexanderheim wohnten. Die Alten sind doch auch wohl schon gestorben, oder nicht? Könntest du mir Auskunft geben wo die andern Alexanderheimer wohnen und wer von ihnen noch lebt? Abraham Rempels wohnen denn wohl in Sibirien, von dem als alten Witwer wir denn dann und wann etwas zu hören bekommen, oder zu lesen. Bitte, schreibe uns einmal einen langen Brief, ich werde denselben beantworten, oder gib noch mehr so durch die Rundschau zu erfahren. Das alte Vaterland bleibt uns noch immer im Gedächtnis, besonders erinnern wir uns der lieben Freunde, Verwandten und Bekannten, wo sie auch zerstreut wohnen mögen. Wir denken oft an unser Volk, d. h. Mennoniten. Wie mag es ihnen in dieser aufgeregten Zeit wohl gehen! Ob sie auch schon in Bedrängnis gekommen sind, durch den Krieg, ob sie auch angetastet werden? Wollen hoffen, daß dies nicht der Fall ist. Es wird gesagt, die Briefe werden schon nicht durchgelassen. In der Rundschau erscheinen doch noch Berichte von dort, so müssen wir uns vorläufig damit begnügen. (Leider erhalten wir seit längerer Zeit keine Berichte mehr von Rußland. Die, welche wir gebracht haben, waren ältern Datums. Ed.)

Es wird hier noch sehr gedroschen, doch ist schon über die Hälfte ausgedroschen, so daß um ein paar Wochen die Dreschmaschinen verstummen werden. Das Ergebnis der Ernte ist sehr verschieden. Die Wenigstens bekommen über 20 Buschel Weizen vom Acre. Ausnahmsweise gibt es bis 30 Buschel. Hafer gibt auch sehr verschieden, etwa von fünf bis 30 Buschels. Die Qualität ist ebenfalls verschieden. Einige haben ganz guten Weizen, andere schlechtern. Es gibt auch so ma-

gern, der nur zu Futter verwendet werden kann. Es wird daher einem manchen ein Strich durch die Rechnung gegangen sein. Der Preis schwankt etwas über $1.00. Bei der Station ist er $1.07 gewesen. Hafer habe ich etwas zu 55c per Buschel verkauft. Uebrigens kauft ein jeder so billig, als er bekommen kann. Es ist sozusagen noch kein feststehender Preis für Hafer." Das Bedürfnis ist hier im Lande und Umgegend ziemlich groß; denn die meisten Farmer haben nicht für den eigenen Bedarf und sind gezwungen zu kaufen. Es ist leicht möglich, daß er bis zum Frühjahr noch teurer wird.

Mit Wohlwunsch und Gruß, euer geringer **Heinrich Rempel.**

Verspätete Reue.

Zur Frühlingszeit nun, so um Ostern herum, war es, daß dem Geistlichen eine Frau des Dorfes auffiel, die öfters zur Abendstunde durchs Pförtlein hinter der Kirche in den Friedhof schlüpfte, an einem frisch aufgeworfenen Grabhügel stille stand, sich dabei mit der Schürze über die Augen fuhr und vor dem Weggehen meist ein kleines Blumensträußlein, oft nur von der Wiese her, darauf niederlegte. An sich war das ja nichts besonderes; vielmehr war er schon oftmals stiller Zeuge und Zuschauer solch rührender Szenen auf dem Gottesacker gewesen. Aber in diesem Fall befremdete es ihn doch. Denn er wußte, daß die junge Frau, welche dort unter dem frischen Rasen lag, in langjähriger Feindschaft mit der Besucherin ihres Grabes gelebt hatte.

Die beiden Frauen waren Nachbarinnen gewesen, auch durch nahe Verwandtschaft verbunden, dem Herzen nach aber von einander getrennt wie Morgen und Abend: und wenn sie einmal zusammenkamen, so war es „wie wenn Feuer und Wasser sich menget". Es gab die erregtesten Auftritte und nicht selten ein Skandal für das ganze Dorf. Allerdings, schon seit Monaten war so etwas nicht mehr vorgekommen, still und wortlos gingen die beiden nebeneinander her, und der Pfarrer freute sich im geheimen, daß die Feindschaft doch endlich aufgehört und in Wohlgefallen sich aufgelöst habe. Darin bestärkte ihn auch die Beobachtung, die er bei der Beerdigung der jüngst Verstorbenen machte. Unter all den vielen Leidtragenden, die ihrem Sarge folgten, war niemand so ergriffen und weinte so heiße Tränen, wie eben ihre Nachbarin, ihre ehemalige Feindin.

Als diese nun eines Abends wieder den Kirchhof verließ, trat der Geistliche wie von ungefähr zu ihr und sagte: „Ihr habt scheint's die Nachbarin in gutem Andenken, daß ihr so fleißig ihr Grab besucht?"

„Ach," erwiderte sie darauf, „wenn es nur ein gutes Andenken wäre! Aber wir sind in Haß und Feindschaft auseinander gekommen."

Dabei mußte sie wieder nach der Schürze greifen. Endlich, nach manchem Schluchzen und Stocken, erzählte sie: „Sie wissen ja, wie es zwischen uns beiden stand. Durch die Kinder hat's angefangen, mit Kleinigkeiten. Aber aus dem kleinen Feuer ist nach und nach eine große Flamme geworden und hat unser ganzes Lebensglück zerstört. Zuletzt sprachen wir kein Wort mehr miteinander, so tief hatte sich der Groll in unsere Herzen eingefressen. Wer die meiste Schuld trug, weiß niemand zu sagen; es war halt gegenseitig. Nun ist ja die Regine seit letzten Herbst kränklich gewesen, hat den Husten nicht mehr weggebracht, und der Doktor sagte, es könne einmal schnell mit ihr zu Ende gehen. Da wurde ich in einer Nacht von ihrem Manne geweckt: ich solle schnell zu seiner Frau kommen, es stehe ganz schlecht mit ihr, und sie möchte noch gern ein gutes Wort mit mir reden. Ich aber drehte mich unwillig zur Seite und entgegnete, ich würde schon kommen, wenn es Tage sei; so sehr werde es nicht pressieren. Am andern Morgen aber war sie schon eine Leiche; ein Blutsturz hatte ganz schnell ihrem Leben ein Ende gemacht. O, wie mich das kränkte! Wieviel habe ich seitdem schon geweint! Oftmals auch habe ich schon an ihrem Grabe um Verzeihung gebeten; aber ich weiß nicht, ob es noch einen Wert hat."

Der Prediger suchte die Frau zu trösten, so gut er konnte, und sagte ihr von der Gnade Gottes, die auch über das Grab hinüber reiche. Doch mußte er auch an das ernste Wort Jesu in der Bergpredigt denken: „Sei willfertig deinem Widersacher bald, dieweil du noch bei ihm auf dem Wege bist."

Warum
sollte man mit mir die Reise nach dem südl. Texas machen:

Weil ich mich nicht habe binden lassen von irgendeiner Gesellschaft.

Weil ich infolgedessen verschiedene Plätze zeige und die Wahl überlasse.

Weil man ein großes Stück Geld spart wenn man direkt vom Eigentümer kauft.

Weil ich dort daheim bin und aus Erfahrung sprechen kann.

Weil ich 23 Jahre Bankier gewesen und etwas vom Geschäft verstehe.

Weil meine Existenz davon abhängt, daß wir uns auf dem richtigen Platz ansiedeln.

Weil die Lage unseres Landes bei den besten Märkten

Weil wir nicht Bewässerung noch Bedüngung brauchen.

Weil jetzt die Zeit ist, sich zu überzeugen, wie die Ernten sind.

Weil ich imstande bin, reiches Prärie-Land zu zeigen, das man mit $2 per Acre Anzahlung kaufen kann, 40 Jahre Zeit und Geld zurück nach 2 Jahren wenn gewünscht.

Weil die Regierung bei uns, jetzt Millionen spendet für Kanäle, also billige Beförderung für unsere Produkte nebst Eisenbahn.

Weil wir dort unsere eigene Stadt haben können mit Station an Santa Fe und Kunststraße vorbei geht.

Weil wir im Winter mehr ernten wie hier das ganze Jahr.

Weil ich gute Gesellschaft mitbringe, die ansiedeln wollen und zwar sofort und ich selbst auch mit Familie.

Darum kommt mit den 15. Sept. und schreibt mir oder depeschiert auf meine Rechnung, wo wir uns treffen können, fahre Santa Fe via Kas. City, Newton bis Houston.

J. H. Penner, Beatrice, Neb.

Wenn der Herr dir einen Anblick deiner selbst gibt, so ist es nicht sein Wille, dich zu entmutigen, sondern dich aller menschlichen Stützen zu berauben und deine Seele zu entwöhnen.

Kalifornia Honig

Eine 5-Gallone Kanne zu 60 Pfund kostet $4.00. Frisch, gut, reif. Man bestelle sofort, ehe der Vorrat ausgeht. Am besten bestelle man wenigstens zwei Kannen auf einmal, weil die Frachtkosten für 100 Pf. nicht mehr betragen als für 60.

Bestelle an

L. SUDERMANN.

Reedley, Calif.

Große günstige Gelegenheit für eine große deutsche Ansiedlung.

und Raum für mehrere tausend Familien.

1,000 Viertel-Sektionen, 160 Acres jede, jetzt zu nehmen unter dem Heimstätte-Gesetz.

Dieses Land in der Fort-Peck Indianer Reservation wurde freigegeben und aufgemacht zur Besiedlung den 30. Juni 1914. Sechshundertundvierzigtausend Acres des besten Landes warten auf den Landsucher. Dieser Landkomplex ist vom besten Lande und sehr fruchtbarem Boden, angrenzend am Missouri-Flusse und versehen mit Bächen und Quellen. Ueberhaupt ist dieses Land geeignet für Weizenbau, eben auch Hafer und Gemüse; sehr viel und gutes Gras und berühmt als Alfalfaland. Angrenzend an dieses Land ist schon seit den letzten zehn Jahren großartig gefarmt worden mit großem Erfolg, und der Versuch, eben auch Corn zu ziehen, den Verhältnissen anmessend verspricht ein Erfolg zu sein. Hört, was folgende Personen schreiben, die dieses Land kürzlich bereisten:

Poplar, Montana, den 4. Sept. 1914.

Mr. E. C. Leedy,

St. Paul, Minnesota.

Geehrter Herr!

Wir, die unterzeichneten Einwohner und Farmer von Oklahoma, in dem Wunsch die Gelegenheit für freie Heimstätten oder billiges Land in Montana wahrzunehmen, entschlossen uns, die Sache selbst zu untersuchen.

Wir haben einen guten Teil der Fort Peck Reservation untersucht und finden das Land weit besser, als wir erwartet hatten. Wir sind so frei zu sagen: Wir haben nie erwartet, in Montana eine solche Fläche guten Landes zu finden. Es gibt da tausende und tausende von Acres des besten Landes — so gut wie irgend ein Land in andern Staaten —, die des Ansiedlers warten. Einiges ist eben, anderes sanft wellenförmig; reicher, tiefer Boden und viel Gras. Während diese Länder von $2.50 bis $7.00 per Acre klassifiziert sind, haben wir tausende Acres des besten Landes gesehen zu $3.00 den Acre. Es gibt da jetzt großartige Gelegenheiten, zur Erlangung dieses guten Lands.

Wir haben uns auch von der Möglichkeit für den Anbau von Weizen, Hafer u. s. w. überzeugt. Während das Jahr 1914 bekannt ist als eins nicht von den besten Jahren, bringt Weizen 18 bis 22 Buschels vom Acre, guter Qualität Hafer ergab sogar 78 Buschels vom Acre mit einem Gewicht von 43 Pfund das Buschel. Wir haben in unserm Leben keinen so feinen Hafer. Besonders gut gefielen uns Oklahomaern die außerordentlich feinen Gemüse und die Kartoffeln, welche wir ausgruben, und wir waren fest überzeugt, daß das Land und der Boden von Fort Peck nicht übertroffen werden kann, und wir wiederholen nochmals: Wir hatten nicht erwartet, so gutes Land in Montana zu finden.

Jedermann, der für eine Heimat gutes Land, gutes Wasser, gutes, gesundes Klima sucht, dem raten wir, abzusteigen und die Ländereien und großen Gelegenheiten in Fort Peck zu untersuchen.

J. M. Long, Apache, Okla.
G. T. Good, Apache, Okla.
John Rhoderick, Medford, Okla.

Billige Fahrt: Dienstag, Oktober, den 6.

Billige Fahrt: Dienstag, Oktober den 6.; Dienstag den 20.

Für weitere Auskunft, eben auch um Bücher und Karten, die umsonst zugeschickt werden, schreibt an mich.

Deutsche Briefe und für deutsche Antwort schreibt an Mr. J. J. Harms, Henderson, Nebr.

E. C. Leedy,
General Immigration Agent, Great Northern Railway, St. Paul, Minn.

Der Heerwurm. (Armyworm.)

Nicht in den Oststaaten, sondern in allen Nordstaaten von dem Felsengebirge bis zum atlantischen Ozean tritt in diesem Jahre der Heerwurm in großer Menge auf und richtet bedeutenden Schaden auf den Getreide- und Grasfeldern an. Woher kommen mit einmal die großen Scharen dieses Ungeziefers? Man spricht wohl vom Fische- und Fröscheregen, aber daß auch Raupen — der Heerwurm ist nämlich die Raupe einer Motte — vom Himmel gefallen, hat man doch noch nicht gehört. Also muß auch hier eine natürliche Entstehung und Verbreitung vorliegen. Wahrscheinlich — ein sicherer Beweis läßt sich nicht erbringen — sind die Motten des Heerwurms, di e sich in unsern südlichen Staaten alljährlich in größerer Anzahl finden, nördlich gewandert und haben sich hier allmählich über die Staaten, die jetzt von ihnen heimgesucht werden ausgebreitet. Daß man die Raupen oder Würmer nicht früher beobachtet hat, läßt sich leicht daraus erklären, daß beide Tiere die Nacht zu ihrer Tätigkeit benutzen; nur dann, wenn sie in großen Massen auftreten, nehmen sie auch den Tag zur Hilfe, um ihre große Gefräßigkeit zu befriedigen.

Vielleicht entsinnt sich jetzt auch mancher Farmer und Gärtner, daß er früher einzelne dieser Raupen gesehen hat; sie hat, oberflächlich betrachtet, eine einfache braune oder schwärzliche Farbe, beim genauen Zusehen entdeckt man auch seine weiße Linien und ist ungefähr 1¼ Zoll lang. Schließlich achtet man aber kaum auf eine einzelne Raupe und vermutet in dem unscheinbaren Tierchen nicht den Uebeltäter, das soviel Schaden anrichten kann; es muß mit Hunderttausenden seiner Genossen als ein ganzes Heer auftreten, um seine Gefährlichkeit erkennen zu lassen. Noch weniger Beachtung als dem Wurme schenkt man der einfachen braunen Motte mit den kleinen weißen Flecken auf der Vorderflügeln; man weiß einfach nicht, daß sie Eier legt, aus welchen der Heerwurm entsteht. So haben sie sich in der Stille unbeachtet vermehrt und treten plötzlich in solcher Menge auf, daß man ihnen den Namen „Heerwurm geben konnte. Ausgeschlossen ist aber auch nicht, daß eine direkte Einwanderung der Motten jetzt stattgefunden hat; man findet auf Feldern und Rasenplätzen viele dieser Nachtschmetterlinge mit zerbrochenen Flügeln, was auf eine weite Reise hindeutet. Man hat ja auch bei andern Schmetterlingen beobachtet, daß sie sich in großer Anzahl vereinigen und in Wanderzügen plötzlich eine Gegend verlassen.

Wo das Ungeziefer hergekommen ist, ist augenblicklich ohne Bedeutung; es ist einfach da und es handelt sich jetzt darum, was ist dagegen zu tun?

Hat sich der Heerwurm bereits über ein Feld verbreitet, so bleibt die einzige Rettung, die Frucht auf demselben sofort abzumähen ; sobald das Gemähte stark angewelkt ist, verlassen die Raupen dasselbe und suchen ein neues Feld mit grünen Pflanzen auf. Das Eindringen des Heerwurmes in ein Feld läßt sich ziemlich erfolgreich in folgender Weise bekämpfen: um das Feld wird eine tiefe Furche gepflügt, so daß die ausgeworfene Erde nach der Seite hinfällt, von welcher die Raupen kommen ; das Ungeziefer sammelt sich in großer Masse in der Furche und kann nun durch Entlangschleifen eines Baumstammes in der Furche zerquetscht werden; oder es werden in Abständen von 20 Fuß tiefe Löcher in der Furche ausgegraben und das Ungeziefer hineingefegt, um hier mit Kerosin begossen zu werden.

Man soll die Raupen auch aus einem Felde herauslocken können, wenn man am Rande desselben folgende Mischung in kleinen Haufen auslegt:

50 Pfund Weizenkleie,
1 Pfund Pariser Grün,
der Saft von ½ Dutzend Apfelsinen.

Diese Masse wird mit verdünntem Sirup zu einem steifen Teige angerührt. Es ist empfehlenswert, von diesem Teige auch im Felde an solchen Plätzen auszustreuen, wo die Raupen in größerer Masse auftreten. In der Nähe des Farmgehöftes und dort, wo Schweine, Kühe, Pferde und das Geflügel zu dem ausgestreuten Giftfutter gelangen können, läßt sich dasselbe nicht verwenden; auch müssen Vorkehrungen getroffen werden, daß Kinder den giftigen Stoff nicht in die Hände bekommen.

Da der Heerwurm anfänglich auf einem beschränkten Platze in einem Felde seine Brutstätte hat, so sollte man auf diese Stellen achthaben und hier die Bekämpfung beginnen, bevor sich das Ungezieser nach allen Windrichtungen hin ausbreitet.

Wo in diesem Jahre der Heerwurm stark auftritt, steht zu erwarten, daß er dort, wenn günstige Witterungsverhältnisse herrschen und die Brut ungestört bleibt, auch im nächsten Jahre wieder in großer Menge erscheinen wird. Als allgemeine Gegenmaßregeln sind zu empfehlen, gute Bearbeitung des Bodens, Fruchtfolge, Vertilgen des Unkrautes an Wegen und Fenzecken und das Ueberbrennen alter Grasländereien.

Auf Rasenplätzen und in Gärten kann die vergiftete Kleie angewendet werden;

ein besseres Mittel ist hier aber, weil geringere Gefahr für Kinder und Tiere damit verbunden ist, wenn diese Flächen mit einer Mischung arsenikfauren Bleioxyd (arsenate of lead) und 25 Gallonen Wasser besprengt werden. Man kann dieses Bleioxyd auch als Pulver verwenden, indem man 1 Pfund desselben mit 8 Pfund Mehl vermischt und damit den Rasen bestäubt; aber auch hier ist zu bedenken, daß „Arsenate of lead ein ebenso tödliches Gift für Menschen und Tiere wie für den Heerwurm ist.

H. u. Bauernfreund.

Eine Mutter.

Sie war ein blühendes, fröhliches Mädchen, ehe sie sich verheiratete. Nach mehreren Jahren starb ihr Mann und hinterließ sie und die vier Kinder völlig mittellos. Tag und Nacht sann nun die verarmte Witwe darauf, wie sie es möglich machen könne, den Kindern eine höhere Schulbildung geben zu lassen. Sie nähte für Geld und erwarb sich dadurch so viel, daß sie die beiden Knaben auf das Gymnasium, die Mädchen in die höhere Töchterschule schikken konnte.

Bei den beständigen Anstrengungen und Entbehrungen rieb sich aber die Gesundheit und Kraft der Mutter frühzeitig auf; die Kinder achteten jedoch wenig darauf und nahmen alle ihre Liebe und Fürsorge als selbstverständlich hin. Wenn die hübschen, wohlerzogenen Mädchen aus der Schule oder die stattlichen Söhne nach Hause kamen, hatten sie keine Zeit für die abgearbeitete alte Frau; sie hatten ihre eigenen Interessen und gingen selbständig ihren Weg. So lebte die Mutter noch ein paar Jahre, bis sie plötzlich, als die Kinder erwachsen waren, an einem Schlaganfall starb. Da erwachten die schlafenden Gewissen. Betäubt vom Schmerz warfen sich die erschrockenen Kinder an dem Bette nieder, auf dem die Mutter bewußtlos lag.

Der älteste Sohn legte den Arm um sie und rief: „Du hast uns viel Gutes getan, Mutter!" Bei diesen Worten kam die Sterbende noch einmal zu sich und flüsterte: „Hättest du mir das doch früher schon gesagt, Johannes, wie hätte mich das gefreut!" Dies war ihr letztes Wort, wenige Minuten darauf war sie gestorben.

Wie viele Eltern opfern gleich dieser Mutter ihre Kräfte, ja alles, was sie besitzen, ihren Kindern, und diese nehmen alles als selbstverständlich hin, ohne je ihre herzliche Gegenliebe und Dankbarkeit zu bezeugen! „Ehre Vater und Mutter! Das ist das erste Gebot, das Verheißung hat."

Gebetstreue.

Gib uns, Herr, vor allen Dingen
Treu', zum Beten fort und fort,
Daß wir seufzen, fleh'n und ringen,
Fest vertrauend Deinem Wort.

Mehre unsern schwachen Glauben,
Mach ihn groß und heldenhaft
Und laß keinen Zweifel rauben
Uns des Betens heil'ge Kraft

Laß uns suchen, bis wir finden,
Laß uns streben himmelwärts
Und am Ende überwinden
Dein getreues Heilandsherz.

Erzählung.

Der Jesuit.

Von

Felizia Butz Clark.

Schluß.

„Er predigt jetzt und hat großen Erfolg, gewinnt viele Seelen. Du erinnerst dich, wie schwer es ihm anfangs wurde. Es war ihm unmöglich, in irgendeiner Stellung zu bleiben. Wir alle bewunderten seinen Mut und seine Ausdauer. Er beklagte sich nie obwohl es Tage, gab, an denen er tatsächlich nichts zu essen hatte."

Sir John begann jetzt das Zimmer mit großen Schritten zu durchmessen, eine alte Gewohnheit von ihm, wenn er innerlich aufgeregt war.

„Ich hätte ihm Geld vorgeschossen," sagte er ungeduldig, als ob er sich selbst deshalb anklagte. „Nichts zu essen — armer Bursche!"

Frau Pierce lächelte.

„Wir haben ihn nicht Not leiden lassen, Sir John, aber es galt, ihn zu überlisten, wenn wir ihn für einen Mahlzeit am Tisch haben wollten. Er vertraute uns seine Sorgen nicht an. Zuletzt fand der Marquis di Cassini einen Platz als Lehrer in der Familie eines reichen Abgeordneten. Die Person, die ihn bis dahin so gehässig verfolgt hatte, verschwand plötzlich. Jetzt studiert Paolo protestantische Theologie und beginnt seine Laufbahn als evangelischer Prediger."

„Irgend etwas Neues von Kardinal Veroni?" frug Sir John. Sein ehrliches Angesicht klärte sich wieder auf.

Kardinal Veroni wird als Kardinal ebenso groß sein, wie er als Priester groß war. Er besitzt eine wundervolle Macht über Menschen," sagte Herr Pierce. „Ich sah ihn vor nicht so langer Zeit, und er schien mir noch bleicher, ernster und strenger zu sein. Er befindet sich jetzt in Spanien."

„So habe ich gehört. Janet, bist du fertig? Laß uns gehen, morgen ist Sonntag, und es wird kein leichter Gang für dich sein."

Der morgende Tag war ein schwerer Tag, denn er bildete das Ziel ihres Kommens nach Rom.

Obwohl den Nonnen des Klosters, in welches Fay eingetreten war, nicht erlaubt war, das Gebäude zu verlassen, so besuchten sie doch jeden Sonntagmorgen die Messe einer Kirche, die dem gesamten Publikum offen stand. Sie hatten jedoch an der Seite einen besonderen Eingang vom Kloster aus. Wenn sie in der Galerie saßen, verbarg ein dichtes Gitterfenster sie vor den neugierigen Blicken der Kirchgänger. Nur ein weißer Schimmer leuchtete durch das enge, eiserne Gitter, der ihre Gegenwart ankündigte. Still traten sie ein, knieten im stummen Gebet und verließen, als die Messe zu Ende war, ebenso still wieder die Galerie.

Janet und ihr Gatte besuchten jene Kirche an diesem Sonntagmorgen. Es war ja wenigstens ein Trost, wenn auch nur ein schwacher, einen Blick durch das Gitter auf jene weißen Gewänder werfen zu können, wo Fay wahrscheinlich dabei sein mochte. So nah und doch so getrennt, so vollkommen geschieden, als wenn ein Ozean sich zwischen ihnen ausdehnen würde!

Als die Sonne unterging, besuchten sie die Kirche wieder. Diesmal raffte Frau Lapeer ihre ganze Kraft zusammen und begleitete sie. Es war dies eigentlich der Schlußakt ihrer Pilgerreise. Einmal im Jahre kam sie am Sonntagabend, wenn die Dämmerung eingetreten und die süßen Stimmen der Nonnen eine Melodie sangen, die an Engelsgesang erinnerte.

Hand in Hand saßen Janet und ihre Mutter auf der harten Bank von Eichenholz und hörten auf den unsichtbaren Chor. Eine Stimme klang reiner und klarer als alle anderen. Vielleicht war dies Fays Stimme, in der ihre Seele sich ausschüttete im Gesang! Klang da Heimweh oder Friede heraus? Janet betete, betete mit der ganzen Kraft ihrer Seele um Frieden für Fay.

Konnte Fay ihre Mutter und Schwester, die sie doch so innig und zärtlich geliebt hatte, vergessen? In dem abgeschiedenen Leben, das sie führte, getrennt von den Pflichten des Lebens, die Gott ihr doch aufgetragen hatte und welche sie auf Grund eigener und fremder Willensentscheidung von sich abgeschüttelt hatte, war sie glücklich und zufrieden oder ruh- und friedlos wie ein Vogel, der seine Schwingen vergebens gegen die eisernen Gittesstäbe seines Käfigs peitscht?

Wer vermochte es zu sagen? Dieser Gitterverschlag und die Mauern des Klosters bargen Seelengeheimnisse, die nur Gott kannte und lösen konnte.

Die Stimmen erhoben sich jetzt höher und höher; reicher und voller erklang der herrliche Strom von Tönen, bis er wieder langsam in wundervoller Stille verklang.

Die kleine Kirche lag am Dunkel da. Wenige Kerzen brannten auf dem Altar und beleuchteten um so brillianter das Gemälde, die Mutter des Herrn.

Sir John half Frau Lapeer die steinernen Treppen hinunter und führte sie in das wartende Gefährt. Als er Janet folgte, um den Sitz den Damen gegenüber einzunehmen, sah er draußen ein bekanntes Gesicht. Es war Marquis di Cassini. Jeden Sonntagabend, den er in Rom zubrachte, kam er nach dieser alten Kirche und horchte auf den Gesang der Nonnen. Bewegungslos sitzt er dann im Schatten der Säulen, in der Hoffnung, die Stimme Fays heraus zu hören. Das Bewußtsein, in diesen Augenblicken die Stimme zu vernehmen, die ihr gehörte, zog ihn immer und immer wieder dahin.

Der Anblick des Marquis und Janets Gesicht, von Tränen benetzt, beschworen in Sir Johns Seele einen Sturm der Erbitterung herauf, der schwer zu beschreiben ist. Wie konnte diese Trennung von Tochter und Mutter, von Schwester und Schwester, von Frau und Gatte vor Gott recht sein? Priester waren dahinter gewesen, Roms Gier nach Geld, nach Vermächtnissen, nach politischem Einfluß, nach Machtstellung.

So lange Fay lebte, machte die kleine Familie jährlich diese Pilgerreise nach Rom. Sie saßen dann im Halbdunkel, horchten und sehnten sich nach der, die nicht zu ihnen kommen konnte, von der sie geschieden waren durch eine Kluft, so weit wie der Tod.

Die Nonnen sangen in der Abendstunde. Die Kirche war voller Touristen, um die luxuriöse Pracht zu sehen, die kunstvolle Musik zu hören, den geheimnisvollen Weihrauchduft zu atmen.

Rom, die ewige Stadt, mit ihren Palästen der Zäsaren in Ruinen, ihrem Forum, ihrem Kolosseum, befleckt vom Blut der Märtyrer, mit ihren köstlichen Erinnerungen an den großen Apostel, Rom, die Ewige, zieht mit unwiderstehlicher Macht die Welt an sich, wie sie seit Jahrtausenden es getan.

Und die Meister am Webstuhl sind noch immer an der Arbeit und weben ihre Fäden so fein wie Seide und so stark wie Stahl, bis endlich der große Morgen anbricht und im Himmelslicht auch das Verborgene offenbar wird.

Ein Glas kalten Wassers.

Ein Kavallerieoffizier, der den nordamerikanischen Bürgerkrieg mitgemacht hat, erzählt:

Es war am Morgen nach einem teuer erkauften Siege, als ich den Auftrag empfing, der Nachhut der Armee eine wichtige Depesche zu überbringen. Das mir vorgeführte Pferd war sehr stätisch, es bäumte und schlug nach hinten aus. Dazu erschwerten allerlei Hindernisse, die die Straße sperrten, meinen Marsch. Um Mittag fühlte ich mich, von der Hitze erschöpft, einer Ohnmacht nahe, als ich eine Quelle bemerkte, bei der einige Soldaten sich ausruhten. Ich wollte absteigen, allein mein Pferd machte so wütende Sprünge, daß ich den Versuch aufgab, der bei dem kleinen Trupp nur rohes Gelächter hervorrief. Nun wandte ich mich erzürnt an einen Soldaten, der nicht mitgelacht zu haben schien, und bat ihn, mir die Feldflasche zu füllen.

„Fülle sie selbst!" erwiderte er fluchend.

Dies reizte meinen Zorn aufs höchste. „Unseliger", schrie ich, „möge es Gott gefallen, daß ich dich einstens vor Durst sterbend und um ein Glas kalten Wassers bettelnd finde, um meinerseits das Vergnügen zu haben, es dir abzuschlagen."

Darauf gab ich meinem Pferde die Sporen und ritt in rasender Schnelle davon. Eine Stunde später verschaffte ein mitleidiger kleiner Neger mir und mei-

nem Pferde Wasser, wofür ich ihn r eich belohnte. Die Roheit meines Kameraden aber konnte ich nicht vergessen, und ich schwur, ihn aufzusuchen, um — Gott vergebe es mir! — mich an ihm zu rächen. Zwei Jahre lang hatte ich vergebens gesucht. Da hielten mich die Folgen einer Wunde im Lazarett zu Washington fest. Voll Mitleid mit den armen Soldaten, half ich, der ich noch nicht wieder Dienst tun konnte, bei der Pflege der Verwundeten und Kranken und suchte den Sterbenden die letzten Augenblicke zu versüßen. Da sah ich nun manchen Christen triumphierend heimgehen, und ich fing an die Kraft des Glaubens zu begreifen und mich selbst nach dieser Gnade zu sehnen. So vergaß ich allmählich jenen Soldaten und meinen schändlichen Vorsatz.

Nach der Schlacht bei W. wurde eine große Anzahl von Verwundeten nach unserem Lazarett gebracht. Sie litten entsetzlich von der glühenden Hitze und schrien nach Wasser. Ich ergriff ein Glas und einen Krug mit Eiswasser und ging von Reihe zuReihe, das wohltuendeGetränk zu verteilen. Da setzte sich am Ende des Saales ein Kranker plötzlich im Bette aufrecht und schrie mit hohler Stimme: „Wasser, um der Liebe Gottes willen!"

Ich blieb wie versteinert stehen. Es war jener Soldat, der mir ein Glas Wasser abgeschlagen hatte.

Nun fühlte ich, wie der Teufel mir die Seele einschnürte und mir einredete: „Gib allen anderen zu trinken, an ihm gehe vorüber! Räche dich!"

Aber noch eine andere Stimme erhob sich; war es die Stimme des Gewissens? War es der heilige Geist? War es das Echo der Ermahnungen meiner Mutter? Sie flüsterte: „Heute ist der Tag da, Böses mit Gutem zu vergelten, zu vergeben, wie dein Heiland dir vergeben hat. Gib deinem Feinde zu trinken."

Ich konnte nicht anders, ich schob meinen Arm unter seinen Kopf und brachte das Glas an seine heißen Lippen.

O wie er trank! Ich werde nie den Ausdruck seines Gesichtes und den dankbaren Blick vergessen.

Von dem Oberarzt erfuhr ich, daß der Kranke wohl bald sterben müsse, und ich erhielt die Erlaubnis, ihn zu pflegen. Lange redete er kein Wort. Eines Tages aber sagte er mit leiser Stimme: „Erinnern Sie sich des Tages, da Sie mich baten, Ihnen zu trinken zu geben?"

„Ja, Kamerad", erwiderte ich, „aber das ist eine alte Geschichte, die nichts mehr zu bedeuten hat."

„Für mich wohl," erwiderte er. Und er erzählte mir, wie er an jenem Tage, von seinem Leutnant getadelt, fieberkrank und im Zorn, nicht gewußt hätte, was er tat; wie er sein Betragen bitter bereut und zwei Jahre lang nach mir geforscht hätte, um mich um Verzeihung zu bitten, was er nun auch tat. — Wie tief fühlte ich mich von ihm beschämt!

Die Stunden des Kranken waren gezählt, er erfuhr dies ohne Gemütsbewegung. Er gab mir Aufträge an seine Schwester und ließ den Pastor rufen, mit dem er sich lange unterhielt. Nachher fragte er, ob es in der Bibel einen Spruch gäbe, in dem von der Gabe eines Glases kalten Wassers die Rede wäre? —

Ich bat ihn, nicht davon zu reden, doch er sagte: „Sie wissen nicht, mein Freund, was Sie für mich getan haben, als Sie mir jenes Glas Wasser nicht abschlugen."

„Wer dieser Geringsten einen mit einem Becher kalten Wasser tränkt in eines Jüngers Namen, wahrlich, ich sage euch, es wird ihm nicht unbelohnt bleiben."

„Darf ich mich," fragte er, „zu jenen Geringsten rechnen, welche der Herr als ihm angehörend betrachtet?"

Darauf redete er von seiner Unwürdigkeit, vom Heiland und vom Himmelreich.

Gegen Abend sagte er zu mir: „Es kommt mir vor, als sei ich ein Kind und meine Mutter ließe mich vor meinem Einschlafen mein Gebet sprechen." Er tat es, dann sank er zurück und die Augen schlossen sich. Er war zum ewigen Leben entschlummert, der liebe Kamerad.

Der unausforschliche Reichtum Christi.

Der große Baptistenprediger Charles H. Spurgeon sagte einige Jahre vor seinem Tode in einer Konferenzansprache: „Nachdem ich das Evangelium vierzig Jahre lang gepredigt und nachdem die Predigten, die ich gehalten habe, seit mehr als 36 Jahren gedruckt wurden und nun die Zahl von 2200 in wöchentlicher Reihenfolge erreicht haben, bin ich wohl berechtigt, über die Fülle und den Reichtum der Bibel als des Predigers Buch ein Urteil abzugeben. Brüder, die Bibel ist unerschöpflich; keine Frage bezüglich der Frische wird je aufkommen können, wenn wir uns an den Text der heiligen Schrift halten. Es kann uns nimmermehr Schwierigkeit bereiten, Themata zu finden, die verschieden sind von denen, welche wir schon behandelt haben; die Verschiedenheit ist ebenso unendlich wie die Fülle. Ein langes Leben ist kaum genügend, um die Ufer dieses großen Lichtkontinents zu umfahren. In den vierzig Jahren meines Predigtamts habe ich nur den Saum des Kleides der göttlichen Wahrheit berührt; allein welche Kraft ist davon ausgegangen! Gottes Wort ist wie sein Verfasser — unendlich, unermeßlich, ohne Ende. Würden wir als Prediger ordiniert, die während der ganzen Ewigkeit zu predigen hätten, so hätten wir in der Bibel Stoff genug, um den Forderungen einer langen Ewigkeit völlig zu entsprechen."

Fortsetzung von Seite 2.

an seine Tür aufgeweckt; er öffnete, und siehe da, vor ihm stand der Kapitän, Tränen in den Augen und auf den Wangen. Heftig nach B.s Hand greifend, sagte er: „Ich habe keinen Wink Schlafes in meine Augen bekommen. Ich habe Sie gestern beleidigt und komme um Verzeihung zu erbitten. Ja, während ich auf der Planke saß, gelobte ich Gott, meinen Lebenswandel zu ändern, mit Gottes Hilfe hab ich mich nun entschlossen, es durchzusetzen. Weiter konnte er nicht, B. drückte ihm die Hand. Dann reisten beide ab, der rechts, der andere links. So war es doch gut, daß B. nicht, wie die Uebrigen geschwiegen, sondern es gewagt hatte, zu sprechen.